Glauben und Wissen.
1904. II. Jahrgang. — Heft 6. Juni.



Patriotismus und Christentum.

Man begegnet vielfach der Meinung: Patriotismus und Christentum hätten nichts miteinander zu tun. Die nationale Vaterlandsliebe und die universale Menschenliebe seien unvereinbare Gegensätze. Eine Vereinigung beider sei entweder Heuchelei oder Gedankenlosigkeit und beeinträchtige jedenfalls den Charakter des wahren und inneren Christentums.

Ganz gewiß stimmen Patriotismus und Christentum da nicht überein, wo man die Vaterlandsliebe nicht als sittliche Macht auffaßt und in dem Christentum nicht auch den volksgestaltenden Charakter erkennt.

Was ist denn Patriotismus? Wir stellen diese Frage nicht im theoretischen Sinne, sondern schauen auf die Praxis des Lebens. Und da sehen wir allerdings viele Mißbräuche. Zahllosen Menschen ist Patriotismus nur eine Redensart, die man sich bei Braten und Wein und festlichen Gelegenheiten gern gefallen läßt. Es handelt sich hier um Worte, vielleicht schöne, hochklingende Worte, aber doch nur um Worte. Nicht viel höher als dieser phrasenhafte Patriotismus steht der Stimmungspatriotismus der Hurrahrufe und der „patriotischen Lieder", die dadurch entweiht werden, daß sie von sehr vielen erst in halb angetrunkenem Zustande gesungen werden. Die Seele dieses Patriotismus ist der Alkohol.

Für gewisse Schichten und Berufsstände hat der Patriotismus die Bedeutung einer Standessitte. Es handelt sich um Überlieferung, um gesellschaftliche Form, gegen die man beim Karrièremachen nicht verstoßen darf. Die Seele dieses Patriotismus ist: Standesstolz, Strebertum, byzantinische Kriecherei.

In weiten Kreisen der Geschäftswelt ist der Patriotismus eben Geschäftssache. Da, wo der Geldhandel blüht, gedeiht nur selten der Baum edler Vaterlandsliebe. Das Vaterland ist da, wo es die höchsten Zinsen und fettesten Dividenden gibt. Die Seele dieser Art Vaterlandsliebe ist der Profit.

Nun wird in erregten Zeiten das ganze Volk oft patriotisch begeistert. Wir meinen nicht nur durch Schlagworte in Wahlzeiten; sondern wenn dem Vaterland wirklich Gefahren drohen. Da lodert eine Flamme durch das ganze Volk. Aber ist es nicht oft nur der düstere Feuerbrand wilder Leidenschaften? Der Haß gegen die Fremden schürt das Feuer; der bedrohte Eigennutz schreit auf. Die Seele dieses (kriegerischen) Patriotismus ist der „Egoismus in der Mehrzahl", Rassenhaß und nationale Eitelkeit.

Bei all diesen und ähnlichen Erscheinungen des Patriotismus haben wir es natürlich mit Trübungen und Entstellungen zu tun. Leider sind sie nur zu häufig! Selbstverständlich atmet in diesen Äußerungen des Patriotismus nicht der Geist des Christentums. Der eitle, hohle, selbstsüchtige und fanatische Patriotismus ist das direkte Gegenteil von dem Wort und Beispiel Jesu.

Aber werden wir über dem Anblick der häufigen und allzuhäufigen Karrikaturen nicht blind gegen den edlen Charakter des wahren Patriotismus! Und es gibt doch auch edle Vaterlandsliebe. Sie klingt nicht nur in Reden und Gesängen, sie hat ihre leuchtenden Denkmale an der Heeresstraße der Geschichte; sie lebt als unsterbliche Seele in den großen Taten; sie bildet die Kraft zu freudiger Pflichterfüllung in schwierigen, harten Verhältnissen. Der wahre Patriotismus ist kein Pläsir und Profit, sondern Pflichterfüllung und Opferfreudigkeit; nicht Selbstsucht und Eitelkeit, sondern Selbstverleugnung und Hingabe; nicht Haß, sondern Liebe: duldende Liebe und, greift man an, was dieser Liebe heilig ist, dann auch kämpfende Liebe!

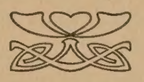
Jeder Geschichtskundige weiß, daß ein Volk und ein Staat auf die Dauer nicht bestehen kann, ohne diese idealen Eigenschaften, die wir im wahren Patriotismus mit einem Wort zusammenfassen. Der Patriotismus ist notwendig. Aber wodurch wird er möglich? Jeder Menschenkundige weiß, daß die Tugenden der Liebe und Opferfähigkeit nicht am Stamm der selbstsüchtigen Menschennatur wachsen. Da bedarf es religiöser Mächte. Und wo anders, als im Christentum finden wir den Geist und die Kraft zu opferfreudiger Hingabe? Und so erscheint uns das Christentum nicht als ein Gegensatz zum Patriotismus, sondern als die Seele und die treibende Kraft des — wahren — Patriotismus. Tatsächlich zeigen alle die wirklich großen Persönlichkeiten, denen unser Volk bleibenden Segen verdankt, in ihrem Leben den Bund von Vaterlandsliebe und Christentum. Diese Tatsache beweist mehr als alle lehrhaften Auseinandersetzungen. Wir greifen nur zwei Beispiele heraus: Luther und Bismarck. Luther, der religiöse Reformator der Christenheit, bekannte: „Ich suche nicht das Meine, sondern des deutschen Volkes Heil und Glück!" Die religiöse Sehnsucht verband sich bei ihm mit vaterländischen Hoffnungen. Und Bismarck, der nationale Heros, sprach es offen aus: „Ich habe die Standhaftigkeit aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir den christlichen Glauben und Sie nehmen mir mein Vaterland!" („Graf Bismarck und seine Leute" von W. Busch, I, S. 209).

Und gehen wir zurück auf die biblischen Urkunden, so finden wir ebenfalls den idealen Bund von Religion und Patriotismus. Im Volke Israel — schließlich

auch in unserem Volke — waren die gläubigen Gottesmänner auch sieghafte Volksmänner, die Zeiten religiösen Aufschwunges auch Zeiten nationaler Kraft und Erhebung. Im neuen Testament steht die Beziehung der einzelnen Seele zu Gott im Vordergrund; aber diese individuelle Gottesbeziehung, die grundsätzlich natürlich über Familie und Staat steht, weiht und adelt doch die Familien- und Volkszusammengehörigkeit. Die allgemeine Menschenliebe schließt Familienpietät und Volksliebe nicht aus sondern ein. Wie hat Christus, das Licht der Welt, sein Volk geliebt! Nicht minder Paulus, der Apostel des universalen Evangeliums! Natürlich wird diese gotterleuchtete Liebe niemals blind machen gegen die Schwächen und Fehler des eigenen Volkes. Die rechte Vaterlandsliebe wird, nicht mit gehässiger Kritik, wohl aber mit heiligem Ernst die Sünden des eigenen Volkes strafen; wie das auch die Propheten im Alten Bunde so erschütternd getan haben. Das bekannte Wort: „right or wrong — my country“ (Recht oder Unrecht, es ist mein Vaterland!) hat nicht den Geist des Christentums für sich. Das Christentum erweist sich auch als ein Licht und Salz im Patriotismus. Es ist die Sonne, welche die Nebel der Unwahrheit und Ungerechtigkeit überwindet. Es ist das Salz, welches vor der sittlichen Fäulnis des Chauvinismus [1]), der Eitelkeit, Selbstsucht und Heuchelei bewahrt.

Recht verstanden gehören Patriotismus und Vaterlandsliebe zusammen. Sehr bezeichnend ist doch, daß die, welche das himmlische Vaterland verloren haben, auch die irdische Heimat nicht lieben. Umgekehrt aber lebt da Liebe zum irdischen Vaterland, wo die Heimatglocken des ewigen Vaterlandes klingen. Ja, wo religiöse Gottesliebe und nationale Vaterlandsliebe zusammentönen, da gibt's einen guten Klang!

Julius Werner.



Wie erleben wir Gott?

In der letzten August-Nummer (1903, II. Jahrgang, Heft 11, S. 728 ff.) der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“ hat Karl Koenig einen in seiner Art sehr trefflichen Artikel über das Thema „Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott“ veröffentlicht. In demselben sucht er nachzuweisen, daß sich jetzt auf allen Gebieten des modernen Lebens eine Rückkehr des Menschen zu Gott offenbare. Er exemplifiziert zuerst auf die Naturwissenschaft und erklärt, auch der Naturwissenschaftler könne nicht mehr auf Gott verzichten. Schon sein elementarster Satz, der Satz der Kausalität, der der Vater aller Wissenschaft ist, hindere ihn daran. „Dieser Satz,“ sagt er, „heißt ‚Keine Wirkung ohne Ursache‘, und weil er nicht auf kalter Tafel, sondern im warmblütigen Menschengehirn steht, läßt er dem Menschen nicht Ruhe und Rast, treibt ihn über alles Einzelne zum Ganzen, über

1) Chauvinismus, übertriebener, leidenschaftlicher Patriotismus, abzuleiten von einem alten Soldaten und Bewunderer Napoleons I., namens Chauvin.

alle Gründe bis hin zum zureichenden Urgrund aller Dinge. Wo liegt er? Was ist er? Da die Natur schweigt, die Beobachtung erlischt, das Experiment versagt, horcht der Mensch in sich selbst hinein, und aus Seelentiefen tönt herauf das eine kurze uralte Wort der Rätsel Lösung: Gott! Und „Gott" so beginnt es heute wieder durch die Seelen der Naturforscher zu klingen."

„Fast parallel zu dieser Entwicklung der Dinge in der Wissenschaft" scheinen ihm dann auch „die Geistesbewegungen in Kunst und Literatur zu laufen." Auch die modernen Künstler seien, meint er, „in ihren größten Führern wieder auf dem Wege zu Gott", „weil sie sich aus der Knechtschaft des Dinglichen und Sachlichen, der Mittel und Methoden wieder zu Herren der Mittel, zur schöpferischen Selbstdarstellung und Auswirkung ihres persönlichen Seelengehaltes hindurchgerungen" hätten. „Nicht minder als in den bildenden Künsten trete aber auch in dem literarischen Schaffen unserer Gegenwart der religiöse Zug unserer Zeit zu Tage", und wenn sich auch „nicht überall in ihm ein so bewußter religiöser Pulsschlag wie bei Lienhard, Frenssen, Rosegger, Sohnrey und Philippi" fände, so doch „zum mindesten eine hohe Achtung vor der menschen- und charakterschaffenden Macht des Glaubens", der wirklich Glaube wäre und kein Geschwätz.

Dieselbe Entdeckung will er dann auch auf dem Gebiete des täglichen Lebens und seiner Kämpfe gemacht haben und sieht so, wie der moderne Mensch heute aufhorcht und seine Seele wieder sucht, die so lange unter lauter Materiellem, unter lauter Sachlichem und Dinglichem, unter Präparaten und Retorten, unter Farben und Formen und Technik wie vergraben gelegen hatte und unter kleinlichem Vernunftleben, unter bloßer Erwerbs- und Genußsucht verkümmert war. Er sieht so den modernen Menschen auf dem Wege zu Gott. Er sieht ihn, „die Ichschaffenden Mächte seiner Seele suchen und dabei auch mit deren oberster, der Religiosität, in Fühlung kommen, und er behauptet, das werde „heute allenthalben wieder Ereignis".

Ehre dem Optimismus des nicht positiv-christlichen, sondern nur ganz allgemein religiösen Mannes! Freilich, der Verfasser hat seinen eben erwähnten Artikel vor der letzten Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in Kassel geschrieben und vor dem oberflächlichen und unwissenschaftlichen Vortrage des Professors Ladenburg „Über den Einfluß der Naturwissenschaft auf die Weltanschauung", den derselbe dort halten durfte.

Aber angenommen, die bezüglichen modernen Verhältnisse erglänzten heute wirklich überall in diesem rosigen Lichte, in welchem Karl König sie sieht, und angenommen, der moderne Mensch wäre heute wirklich so auf dem Wege zu Gott, und angenommen, es wäre so wirklich ein neues religiöses Leben im Anzuge und es ginge auch durch die Totengebeine unserer Kirche ein geheimnisvoll Leben erweckendes Rauschen, — nur so wie der Genannte sich das denkt, kommen wir nicht wirklich zu Gott. Gott gewinnen wir wirklich dann allein und zwar alle, wenn wir ihn erleben. Und welche Frage könnte daher wohl zeitgemäßer nnd wichtiger sein, als die: Wie erleben wir Gott?

Dabei denke ich aber nur an uns Menschen in der christlichen Ära und nicht an Menschen der vorchristlichen Zeit. Alle die Erwägungen, die denen gegenüber

am Platze waren, scheide ich hier ausdrücklich aus und betone das „wir“: Wie erleben wir Gott?

Wer fühlte nicht die Wichtigkeit dieser Frage besonders für die, welche Führer zu Gott werden sollen, und wer erkennte es nicht deutlich, daß hier das rechte Antwortsuchen und -finden als Prüfung unserer eigenen persönlichen christlichen Gewißheit und ihres zureichenden Grundes und als Bekenntnis des uns dadurch vermittelten Christenglückes nicht bloß für uns selber seine Bedeutung hat, sondern auch für die anderen, denen wir durch unser Zeugnis zu einem gleichen Glücke verhelfen sollen! Nur wenn unser Zeugnis wirklich ein Zeugnis ist, dessen inneres Recht uns erfahrungsmäßig feststeht, und dessen Wahrheit und Wort uns persönlich glücklich macht, können wir ja mit demselben auch eine heilsame Einwirkung erzielen.

Oder wie, wollen wir uns etwa mit einem angelernten Wahrheitsbesitze begnügen und uns einbilden, wir erfüllten als evangelische Christen schon vollkommen unseren Beruf, wenn wir nur gewissenhaft und ordnungsmäßig die angelernte Wahrheit weiter geben, und uneingedenk des Herrenwortes: „Ihr sollt meine Zeugen sein!“ und blind gegen die Tatsache, daß die Predigt als Wortverkündigung der Geistlichen und Laien immer erst dann einen Machteinfluß zum Heile unserer Mitmenschen zu üben vermag, wenn sie zum Zeugnis geworden ist, zum Erfahrungszeugnis von der Herrlichkeit unseres Herrn?!

Davor muß uns doch wohl die Tatsache bewahren, daß die Orthodoxie auch tote Orthodoxie sein kann und, ach so häufig, gewesen ist und auch heute noch oft ist, wie es für jeden Sehenden, der die Geschichte der christlichen Kirche aller Konfessionen nur einigermaßen kennt, am Tage liegt. Da sehen wir es doch so deutlich wie möglich: Leben geht immer nur vom Leben aus! Ein bloßes äußerliches Aneignen und Weitergeben bloßer Lehrtraditionen, und seien die letzteren auch noch so korrekt, ist aber ebenso wenig schon Leben im Sinne des Lebens, welches unser Herr bei Seinen Zeugen voraussetzt, wie die bloße äußere Kirchlichkeit in der Gemeinde schon das Leben ist, welches in der wirklichen Gemeinde pulsieren soll. Das wahre Leben erblüht nur in uns und um uns, wenn der Herr selber es weckt durch die persönlichen Erfahrungen, die wir in der persönlichen Verbindung mit Ihm erleben dürfen.

Dabei verkenne ich keineswegs, daß mit diesem Dringen und Wertlegen auf unsere persönliche christliche Erfahrung, auf unsere erfahrungsmäßige Glaubensüberzeugung als einer auf eigene Erlebnisse in der Verbindung mit Ihm gegründeten, auch die allergrößten Gefahren verbunden sein können. Der Enthusiasmus der Schwarmgeister aller Zeiten und auch unserer Zeit beweist es uns ja, mögen diese Schwarmgeister nun mehr mystisch-quietistisch gerichtet sein oder in vermeintlich sinnenfälligen Phänomenen spiritistischer oder spiritualistischer Art die Erlebnisse sehen, die unseres christlichen Glaubens vorzüglichste und eigentlichste Beweismittel wären. Aber gegen jene Gefahren gibt es ein Schutzmittel, und das besteht in der Prüfung, der wir unsere bezüglichen Erlebnisse allein oder in Gemeinschaft mit unseren Glaubens- und Erfahrungsgenossen immer wieder an der Hand des Wortes Gottes unterwerfen, welches ja seinerseits auch hauptsächlich das Mittel jener Erlebnisse für uns war und

ist; und diese Prüfung wollen wir in aller Nüchternheit und mit heiligem Wahrheits- und Wirklichkeitsinteresse vollziehen und damit eine Pflicht erfüllen, die vor anderen als eine unserer Hauptpflichten erkannt und anerkannt werden muß.

So gestimmt, treten wir in die Beantwortung unserer Frage ein: Wie erleben wir Gott?

Man könnte zunächst der Meinung sein, es wäre möglich, auf dem Wege des reinen Denkens zu diesem Ziele zu gelangen: Und wer wollte leugnen, daß auch Erkenntnisse Erlebnisse sind, unter Umständen sehr beglückende! Auch bin ich durchaus nicht der Ansicht, daß die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes so ohne allen Wert sind, wie man es oft hinzustellen versucht. In ihrer ganzen Aufreihung und Zusammenfassung enthalten sie vielmehr eine Fülle von Gründen, die uns in ihrer Summa das Dasein Gottes wohl als eine Vernunftforderung erscheinen lassen können; wobei mir immer als Ergänzung zu den Gottesbeweisen diese Erwägung besonders wichtig war: Allen unseren Begriffen, den konkreten wie den abstrakten, entspricht ein irgendwie Wirkliches, eine stoffliche oder geistige oder geistliche Wirklichkeit oder Wirklichkeitsteile, aus welchen sie geboren sind. Soll nun etwa der Gottesbegriff der einzige sein, dem nichts derlei entspräche? Wie könnte er dann überhaupt entstanden sein?! Aber freilich, so finden wir wohl durch allerlei Vernunftschlüsse die mehr oder weniger sichere Überzeugung von dem Dasein eines Gottes, von seiner tatsächlichen Existenz, Ihn selber jedoch finden wir so noch nicht, wenigstens nicht den christlichen Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi! Der will erlebt sein! Wie erleben wir Ihn?

Ich stelle meine Hauptantwort gleich hier an die Spitze meiner Erörterungen, sodaß die folgenden Auseinandersetzungen dann nur die Aufgabe haben, diese Hauptantwort unter Aufzählung und Charakterisierung der hauptsächlichsten Erfahrungen, auf welche sie sich stützt, in ihrer Berechtigung und Richtigkeit festzustellen und nachzuweisen.

Diese Hauptantwort lautet aber: Wir erleben Gott nur in der persönlichen Berührung mit unserem Heilande! Wir erleben Ihn nur in Christo Jesu, unserm Herrn!

Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborene Sohn, „der in des Vaters Schoß ist", der eine, echte, wirkliche und vom Vater anerkannte, „der hat es uns verkündigt", sagt der Apostel Johannes in seinem Evangelium Kap. 1, 18 und ergänzt dies z. B. im 14. Kapitel so tief in seinem Berichte von dem Zwiegespräche Jesu mit dem Philippus. Als dieser da den Heiland bittet: „Herr, zeige uns den Vater!" hat derselbe nur den Vorwurf für ihn: „So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich siehet, der siehet den Vater! Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater?" Nicht, als ob er damit sich und seinen Vater absolut hätte gleichstellen wollen; denn auf Joh. 14, 9 fällt ja ein Licht aus Joh. 10, 29: „Ich und der Vater sind Eines!" (Nicht Einer!) Aber darüber kann kein Zweifel sein, der Apostel Johannes macht die rechte Gotteserkenntnis ganz und gar von der rechten Christuserkenntnis abhängig und kann sich gar nicht genug tun in der Überlieferung der bezüglichen Christusworte, die sich mit seiner persönlichen Er-

fahrung decken: Nur wer den Sohn kennt, kennt auch den Vater! 1, 18; 5, 23; 5, 38; 6, 45 und 46; 8, 19 usw. Und darin stimmen auch die Synoptiker durchaus mit ihm überein; wofür Matth. 11, 27 den völlig ausreichenden Beweis liefert: „Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren."

Aber das ist die Frage: Worin besteht nun diese Offenbarung, bei welcher das Verborgene enthüllt, das Unbekannte entdeckt, der Unerkannte erkannt und erfahren und erlebt wird, und wie vollzieht sie sich? Wie vollzog und vollzieht sie sich auch bei uns?

Dazu muß zuerst eine Voraussetzung auf unserer Seite vorhanden oder erfüllt sein, und diese Voraussetzung heißt: Wollen. Jawohl, Wollen! Man muß Gott, den Herrn, in Christo Jesu erleben wollen, sonst erlebt man ihn nicht! Solange Saulus, wider den Stachel löckend, sich dagegen sträubte, blieb er im Dunkel und in der Verblendung; aber als er mit Zittern und Zagen seine Bereitwilligkeit erklärte, auch das Wunderbarste anzuerkennen, wogegen er sich so fanatisch gewehrt hatte, Jesum von Nazareth als den Messias Israels und als den lebendigen Heiland, als der Gebetsseufzer aus der Tiefe seiner Seele zu ihm aufstieg: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?" da war die Wirkung der Erscheinung Christi gesichert, während sich für den Fall seiner Weigerung schon ein natürlicher Erklärungsgrund für das Wunder vor den Toren von Damaskus gefunden haben würde, der das eigentliche Wesen desselben, „daß Gott seinen Sohn offenbarte in ihm", wie Paulus es nachher selbst festgelegt hat Gal. 1, 16, ebenso in Frage gestellt hätte, wie dessen gottgewollten Zweck. Das war damals schon ganz ebenso wie heute. Ja, das Wollen auf unserer Seite ist tatsächlich die Voraussetzung unseres Christum-Erlebens und unseres Gott-Erlebens in Christo; mag dieses Wollen auch nur — ich möchte sagen — ein unbewußtes sein, ein Sehnen und Suchen, welches sich noch nicht in einen voll und klar erkennenden und strebenden Willen umgesetzt hat, aber doch das gerade Gegenteil von allem bewußten oder unbewußten Widerstreben ist, welches jene Erlebnisse nicht will und sich wider sie sträubt.

Freilich scheint dieser Satz ein höchst bedenklicher zn sein. Man kann allerdings die Gefahr aus ihm herauslesen, daß sich dann ja das bezügliche Erlebnis, genauer besehen, in den allermeisten Fällen hinterher sehr leicht nur als ein eingebildetes Resultat eines einseitigen Willensaktes nachweisen ließe, bei welchem der Wille mit der Phantasie im Bunde eine Ausgeburt hervorgebracht habe, die einem Wechselbalge gleiche ohne ehrliche Herkunft. Aber das scheint doch nur so.

Unser Wille schafft ja in Wirklichkeit das bezügliche Erlebnis nicht, sondern er ist nur die notwendige Voraussetzung desselben auf unserer Seite. Er schafft es so wenig, daß er sich nicht einmal in viel geringeren Dingen, in den Dingen der Natur und ihrer Geheimnisse, solche Erkenntnisresultate erzwingen kann, wie der Dichter im „Faust" auch für das Zeitalter der Naturwissenschaft noch vollgültig erklärt:

„Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,

Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!" —
geschweige denn, daß unser Wille imstande wäre, den Gott über der Natur in unser Erfahren und Erleben hineinzuzwingen. Aber die Voraussetzung, die notwendige Voraussetzung unseres Gotterlebens, bleibt unser Wollen tatsächlich. Dasselbe spielt ja als solche sogar bei der Erkenntnis einfacher und zu Tage liegender geschichtlicher Wahrheiten seine Rolle, wie sollte es nicht die Voraussetzung solcher geheimnisvollen persönlichen Erlebnisse sein, wie es das Erfahren und Erleben Gottes in Christo ist!

Ich sage, unser Wollen spielt ja sogar bei der Erkenntnis einfacher und zu Tage liegender geschichtlicher Wahrheiten als Voraussetzung seine Rolle. Ich weise dafür hin auf die Erkenntnis von der Echtheit des Johannes-Evangeliums. Geschichtlich ist dieselbe doch wahrhaftig ganz ebenso gut bezeugt, wie z. B. die der Paulinischen Briefe; wer aber den Inhalt des 4. Evangeliums nicht gelten lassen will und besonders die Stellung desselben zum eigentlichen Wesen Jesu Christi und zum Wunder für eine nichtapostolische und überhaupt unhaltbare erklärt, oder wer willensmäßig die Möglichkeit leugnet, daß ein Mann wie der Apostel Johannes recht gut auch von der Zeitphilosophie seiner Tage so viel in sich aufgenommen haben kann, wie in seinem Evangelio von ihr durchleuchtet, der wird dasselbe natürlich aus sogenannten inneren Gründen ablehnen und niemals zu der Überzeugung gelangen, daß wir es tatsächlich dem Apostel Johannes, dem Lieblingsjünger unseres Heilandes, verdanken.

Oder ein anderes, vielleicht noch beweiskräftigeres Beispiel: Ist der Apostel Paulus wirklich in Athen gewesen und hat er dort wirklich das erlebt, was uns Act. 17 erzählt wird? Zwei Historiker stehen vor dieser Frage, der weltliche Historiker Ernst Curtius und der theologische Carl Weizsäcker. Der erstere hat auf dieselbe in einem geistvollen Vortrage, welchen er 1893 in der „Akademie der Wissenschaften" gehalten hat (Sitzungsberichte 1893, S. 925 ff.) mit der Überzeugtheit des gelehrten Geschichtsforschers und mit der Bekennerfreudigkeit des frommen Christen ein uneingeschränktes Ja geantwortet und dabei erklärt: „Wer den Bericht der Apostelgeschichte unbefangen auf sich wirken läßt, kann sich nach meiner Überzeugung dem Eindrucke nicht entziehen, daß hier ein wohlunterrichteter Zeuge wahrheitsgetreu den Vorgang schildert. Es ist in den neunzehn Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material enthalten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch; es ist nichts Redensartliches und Schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt. Es ist auch unmöglich, eine Tendenz nachzuweisen, welche eine erdichtete Erfindung irgend wahrscheinlich machen könnte. Man muß in Athen zu Hause sein, um den Bericht recht zu verstehen." Und als einer, der in der Tat in Athen zu Hause war, erörtert er dann die bezüglichen Vorgänge als geschichtlich so geschehen, um am Schlusse seines Vortrages seine Überzeugung noch einmal dahin zusammenzufassen, „daß, wer den geschichtlichen Wert des Berichtes über Paulus in Athen in Abrede stelle, eins der wichtigsten Blätter aus der Geschichte der Menschheit reiße."

Und Carl Weizsäcker, der Theologe als Historiker? Der bringt es in seiner Befangenheit und in seiner Abneigung gegen den bezüglichen biblischen Bericht fertig, das Folgende zu erklären (Apostol. Zeitalter II. Aufl. S. 255): „In Athen ist der Apostel zwar gewesen, 1. Thess. 3, 1, aber er spricht davon nur als von einem Aufenthalte auf der Reise. Die Erzählung der Apostelgeschichte von seinem Wirken in Athen kann keinen geschichtlichen Wert beanspruchen. Das Tatsächliche in derselben, die Predigt in der Synagoge, die Schilderung der Bevölkerung, das Anbinden epikureischer und stoischer Philosophen, die Erwähnung der Altäre für unbekannte Götter, trägt alles nur den Stempel der Verwendung wohlbekannter Dinge und keine Spur wirklicher Begebenheiten. Die Rede, welche Paulus hält, zeigt nur, wie der Verfasser (der autor ad Theophilum) sich diese Heidenpredigt gedacht hat."

Da sehen wir auf das allerdeutlichste, daß selbst bei der Erkenntnis einfacher zu Tage liegender geschichtlicher Wahrheiten die willensmäßige Stellungnahme zu denselben eine bedeutungsvolle Rolle spielt, erst recht aber ist unser Wollen die Voraussetzung solcher geheimnisvollen inneren Erlebnisse wie das Erfahren und Erleben Gottes in Christo.

Und nun sage man nicht, das sei Synergismus![1]) Die Formel, wie sich Gnade und Freiheit, göttlicher Liebeswille, der das Heil der Menschen will und wollen muß, und menschliches Selbstbestimmungsrecht, welches das dargebotene Heil auch abzulehnen und zurückzuweisen vermag, miteinander reimen, ist bekanntlich noch nicht gefunden. Wir können immer wieder nur beides in seiner Wirklichkeit als biblisch gesetzt und theologisch begründet erkennen und anerkennen; genug, aufgedrängt wird uns das Heil nicht, auch seine Summa nicht, Gott in Christo erleben. Wir müssen sie wollen, wir müssen sie schließlich wollen.

Dieses unser Wollen nun vorausgesetzt, frage ich wieder: **Wie erfahren und erleben wir Gott in Jesu Christo?**

Ich antworte darauf:

1. Unser Herr Jesus Christus läßt uns den **heiligen** Gott erleben, indem er uns Gottes Gesetz in unserem Gewissen als einen kategorischen Imperativ offenbart, der nicht ein Produkt unseres Selbst ist, sondern seinen eigentlichsten Ausgangspunkt nur in Gott hat, und indem er uns seinen eigenen vollkommenen Gehorsam zeigt und seine eigene Sündlosigkeit, und indem er uns unsere Sündhaftigkeit fühlbar macht und unsere Sünde als Schuld empfinden läßt und diese straft mit dem Schrecken der uns über sie ergreift, und — indem er uns sein Sühnopfer sehen läßt, welches er für unsere Sünde gebracht hat und für die Sünde der ganzen Welt.

2. Unser Herr Jesus Christus läßt uns den **gnädigen** Gott erleben, indem er uns sein eigenes lebendiges Eintreten für uns dadurch zur persönlichen seligen Erfahrungsgewißheit macht, daß er uns unsere

---

1) Die Lehre, daß zur Bekehrung des Menschen vor allem seine tätige persönliche Mitwirkung neben Gottes Gnade nötig sei.

Sünden vergibt und uns von unserer Furcht befreiet und uns Frieden schenkt, seinen Frieden.

3. Unser Herr Jesus Christus läßt uns den **Gott der Wahrheit** erleben, indem er sich uns selbst als den offenbart, welcher tatsächlich die Wahrheit ist und in alle Wahrheit leitet.

Über jede dieser drei Haupttatsachen, deren Aufeinanderfolge in meinen Erörterungen aber nicht etwa ohne weiteres eine ebensolche zeitliche Aufeinanderfolge in den bezüglichen Erlebnissen feststellen soll, die eben in allen Einzelfällen, so und nicht anders aufeinander folgen müßten — über jede dieser drei Haupttatsachen ein kurzes Wort.

Also das erste, das Erleben des heiligen Gottes! Man muß die Majestät des göttlichen Gesetzes mit seinem heiligen „Du sollst! Du sollst! Du sollst!“ einmal in seiner ganzen erschütternden Gewalt gefühlt haben, wie unser Heiland es in seiner Bergpredigt laut werden läßt und seine Forderungen stellt, dann denkt man nicht mehr darüber nach, ob dieses „Du sollst!“ etwa ein Produkt unseres eigenen durch Erziehung und Umgebung bestimmten Selbst ist oder der Ausdruck einer Gesellschaftsordnung, die unter den gegebenen Umständen so wurde, wie sie geworden ist, und unter anderen Umständen ganz anders hätte werden können, beziehungsweise werden müssen, und daher nur ein ganz relatives Recht besitze. Dann weiß man: Das ist der allheilige Gott, und sein Wille gilt ganz unumstößlich. Ich kann mich gegen denselben sträuben und verstocken, aber ich bringe ihn weder auf die Dauer aus meinem Bewußtsein, noch bringe ich ihn aus der Welt. Immer wieder erhebt er seine Stimme in seiner ganzen drohenden Heiligkeit und Macht.

Und auch das zeigt mir der Heiland, daß dieser Wille erfüllt werden kann. Er erfüllt ihn vollkommen. Nicht wahr, da steht er vor uns, der Sündlose, heilig unschuldig, unbefleckt und von den Sündern abgesondert und höher als der Himmel ist, rein wie die Sonne in blendender Schöne; und wir hören es, wie er seine große Frage in die Welt und in die Gewissen hinein ruft: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ und wenn wir ihn recht sehen und seine Frage recht hören, dann steigen darüber unsere eigenen Sünden vor uns auf, und wir erkennen in seinem Lichte unser Dunkel, unser furchtbares Dunkel und — wir fürchten uns. Und das ist etwas durchaus anderes als jene unbequemen Zweifel, welche sich des Übeltäters in der Welt auch ohne Christus bemächtigen, wo und wann er sich einmal durch seine Handlung mit sich selber in Widerspruch gesetzt fühlt oder mit den Überlieferungen seiner Familie oder mit den sittlichen Anschauungen seiner Umgebung, und etwas anderes als das Unbehagen oder auch die blasse Furcht, welche ihn aus den Folgen seiner Übeltat heraus überfällt. Christo gegenüber fühlen wir unsere Sünde in ihrem eigentlichsten Wesen als grundsätzliche Gegensätzlichkeit und als tätigen Widerspruch gegen den Allheiligen, welche unheimlich-einfach unser zeitliches und unser ewiges Ausgeschlossensein von ihm und darin unser Verderben mit sich bringen müssen. Und dabei ist das besonders kennzeichnend, daß diese Wirkung oft weniger unsere einzelnen Sündentaten als unser ganzes sündiges Wesen, unsere ganze im Lichte Jesu Christi erkannte sündliche Verfassung bewirken, wie die letztere z. B.

auch unseren Vater Luther in der Klosterzelle in Erfurt zu Boden warf und ihn aufschreien ließ: „O, meine Sünde! Meine Sünde! Meine Sünde!“ Ja, dieses so geartete Sündenbewußtsein fehlt dem Reumütigen ohne Christus. Das geht uns erst angesichts Seiner auf, und indem es uns aufgeht, erleben wir den heiligen Gott, und indem es uns immer wieder aufgeht, falls wir wieder auf diese Entwicklungsstufe zurückgesunken sind, erleben wir ihn immer wieder, wir müßten denn christusverlassen werden; wovor er uns in Gnaden bewahren wolle.

Und die andere Tatsache, nicht minder wichtig, die hier in Betracht kommt: Wenn wir den unschuldigen Jesus Christus am Kreuze sehen und uns in das Geheimnis seines Kreuzes versenken, erfahren wir es da nicht, wie die Wetter des Gerichtes über die Sünde der Welt hernieder gehen, die er da auf sich genommen hat, bis unter ihren Donnerschlägen der Seufzer aus seiner Seele steigt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!“

Gewiß, wir sind nicht imstande, uns dieses Geheimnis vollkommen zu enträtseln; aber das ergreift uns beim tieferen Eingehen auf dasselbe doch immer wieder so wunderbar mächtig, daß hier der Allheilige seine Gerechtigkeitssprache redet; und je mehr wir davon verstehen lernen, desto mehr erleben wir in Christus und seinem Kreuzesgeschick den allheiligen Gott, allheilig, wo er die Sünde am Kreuze sühnen läßt und das Sühnopfer annimmt, und allheilig, wo er den Opfernden aus dem Tode ruft und den Gekreuzigten zum Auferstandenen macht und zum verklärten Herrn und ihn zu seiner Rechten erhöht: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum!“

Und Gott sei Dank, mit dieser Erfahrung verbindet sich denn alsbald auch die andere, bei der uns unser Herr Jesus Christus unseren Gott als den gnädigen Gott erleben läßt, indem er uns sein eigenes Eintreten für uns zur persönlichen seligen Erfahrungsgewißheit macht dadurch, daß er uns unsere Sünden vergibt und uns von unserer Furcht befreiet und uns Frieden schenkt, seinen Frieden.

Ich behaupte, daß jeder, der in dem eben erörterten Sinne durch unsern Herrn Jesum Christum den allheiligen Gott erlebt und so zur christlichen Selbst- und Sündenerkenntnis kommt, auch ohne weiteres durch ihn in das christliche Gnadenbewußtsein hineingeführt wird, indem es ihm schon unter dem Gestraftwerden beseligendes Bewußtsein wird: Er straft mich mit der Furcht, die mich erfüllt, nur, um mich dadurch unter sein Kreuz zu treiben. Er straft mich nur aus Liebe und aus Erbarmen und, indem er mich straft, zieht er mich zu sich und an sich und hebt mich so über mich selbst hinaus und macht mich zu einem Teile seiner selbst, zu einem Gliede an seinem Leibe, das seiner Sohnesnatur und seiner Sohnesgüter teilhaftig wird, sodaß damit meine Sünden meiner Vergangenheit anheimfallen als meinem alten Wesen zugehörig, von meinem neuen Wesen aber ausgeschlossen, wenigstens grundsätzlich ausgeschlossen, weil der neuen Christusnatur widersprechend, in welche er mich immer mehr verklärt, sodaß nun auch meine Furcht verschwinden muß, und der Friede mein Teil wird, sein Friede.

Ich beziehe mich hierfür auf die Apostel Petrus und Paulus. Als Petrus so tief gefallen war und seinen Herrn dreimal verleugnet hatte und davon totwund

war, da heilte ihn der Heiland mit der dreimaligen Frage „Hast du mich lieb?“ und versicherte ihn dreimal des sicheren Heilerfolges, indem er ihm dreimal den ehrenden Auftrag erteilte, den Petrus doch nur in geistlicher Gesundheit erfüllen konnte: „Weide meine Lämmer!“ „Weide meine Schafe!“ „Weide meine Schafe!“ Und dabei wurde der Apostel seines Gnadenstandes so sicher und so froh, daß er alsbald auch die dunkele Weissagung des Herrn von seinem schweren Ende sehr wohl ertragen konnte: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hinwillst!“ und daß er sogar den Mut hatte, sich gleichzeitig nach dem Schicksal des Johannes zu erkundigen: „Herr, was soll aber dieser?“

Und ebenso der Apostel Paulus! Er war ein fanatischer Verfolger der Gemeinde Jesu Christi gewesen, und er ist das Bewußtsein davon sein Lebtag nicht los geworden, aber dasselbe hatte nichts Belastendes mehr für ihn. Er war der vollkommenen Vergebung vollkommen gewiß, und nichts konnte ihm diese Gewißheit rauben und den Frieden seiner Seele, auch das größte Leid nicht. Im Gefängnis sang er Psalmen: „Freuet euch in dem Herrn alle Wege! Und abermal sage ich: Freuet euch!“ Phil. 4, 4. und vor dem Märtyrertode sang er das Schwanenlied: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit!“ 2. Tim. 4, 7.

Ich weiß keine besseren Beispiele als diese beiden, Petrus und Paulus, und ich weiß kein schöneres Wort, welches diese ganze selige Tatsache, wie wir in Christo Jesu den gnädigen Gott erleben und alles gewinnen, was eine arme unglückliche Menschenseele glücklich macht, wahrhaft glücklich, besser illustriert, als das Wort unseres Dr. Martin Luther in seinem Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, welches er mitten aus dem Kampfe heraus, während die ganze offizielle kirchliche Welt Feuer und Flammen wider ihn spie, als ein Zeichen seines tiefsten Seelenfriedens geschrieben hat, der ihm auch im wildesten Kampfgewühle nicht verloren gegangen war. Das Wort lautet: „Wer mag den Reichtum der Herrlichkeit dieser Gnade begreifen, da der reiche, edle, fromme Bräutigam Christus das arme, verachtete, böse Dirnlein (die Menschenseele) zur Ehe nimmt, indem er sie entledigt von allen ihren Übeln und sie zieret mit allen seinen Gütern!“

Ja, in dieser Vereinigung mit Christo und bei dem Empfangen seiner Heilsgaben und -kräfte, da erleben wir den gnädigen Gott und wissen es dann gewiß: Der sieht mich nun in Christo an und beurteilt mich aus der Gemeinschaft seines Sohnes mit mir heraus und aus meiner Gemeinschaft mit seinem Sohne!

Und ich weiß keine bessere Probe auf dies Exempel als diejenige, welche für uns alle in der Erfahrung unseres Gebetslebens liegt, daß unser Gott es uns je und je einmal schenkt, daß wir sein Ja und sein Nein auf unser Gebet in Jesu Namen in ganz besonderer Deutlichkeit vernehmen, sein Ja in der Unmittelbarkeit und Kräftigkeit der Stimmung, die uns dann nicht täuscht: Sei nur getrost, dein Gebet ist erhört! und sein Nein in der ebenso bestimmten Stimmung: Wir müssen uns fügen; es kommt doch so, wie wir befürchteten; aber er will auch damit unser

Heil! Das sind doch wahrlich Erlebnisse, in denen wir als Erlöste Jesu Christi in der Gemeinschaft mit unserem Heiland den gnädigen Gott erleben.

In dieser Gemeinschaft werden uns tatsächlich die Erlebnisse der Gnade Gottes als seiner persönlichen Erweisung bei unseren Glücks- und Unglücksfällen, bei Gewinn und Verlust, bei Freud und Leid erst recht klar und voll bewußt, wenn wir da z. B. bei der Geburt eines Kindleins „die Hand des allmächtigen, gnädigen Gottes ertappen" oder beim Sterben eines lieben Menschen etwas vom Flügelrauschen der ewigen Liebe vernehmen, die nach Hause holt, was sie fortan da drüben in ihrer besonderen Nähe haben will. Jawohl, in der Gemeinschaft mit unserem Heilande erleben wir den gnädigen Gott.

Und wenn bei dieser Gemeinschaft unsere Erlösung durch Christi Opfertod, der, in der Vergangenheit zum Heile der ganzen Menschheit vollbracht, in seiner vollen Bedeutung erkannt und anerkannt sein will, immer wieder zu einer Erlösung unserer Einzelpersönlichkeit in unserer lebendigen Gegenwart wird, seien wir dankbar dafür, daß wir so immer wieder den gnädigen Gott erleben, indem uns unser Heiland durch alle solche Gnadenerfahrungen seines Eintretens für uns gewiß macht und der Vergebung unserer Sünden froh und von der Furcht vor der Verdammnis frei und des seligsten Friedens voll, und stören wir uns nie selber diesen Frieden!

Ach, daß wir ihn uns wirklich nie störten! Aber wir stören ihn uns immer, wenn wir unseren Heiland nicht zur vollen Geltung in unserem Leben kommen lassen oder wenn wir ihn überhaupt hindern dadurch, daß wir einmal etwas sein und werden wollen ohne seine direkte Führung und Förderung. Ich schaue dabei auf meine eigene Vergangenheit zurück und bekenne es als meine persönliche Erfahrung — und es ist gewiß mancher, der Ähnliches oder Gleiches erfahren hat —: So oft ich mich auf meinem Werdegange als christlicher Theologe in ein einseitiges Suchen nach rein wissenschaftlicher Gewißheit verlor oder gar in ein eitles Haschen nach der aura popularis hineingeriet, die man am allerleichtesten durch allerlei Zugeständnisse an den Zeitgeist gewinnt, war es auch jedesmal mit dem inneren Frieden vorbei, und so sehr mir auch der Beifall der Menschen für den Augenblick behagte, dieses oberflächliche Behagen konnte mich bei der eintretenden Selbstbesinnung nie lange hinwegtäuschen über das innerste Unbehagen und jene Unruhe, die nun da herrschte, wo vorher der Friede sich entfaltete; und ich sehe gerade auch in dieser Erfahrung und in der Tatsache, daß sie mir aufgedrängt wurde durch die Gnade, ein besonderes Erleben des gnädigen Gottes, der mir in Christo den Frieden wieder schenkte, seinen Frieden.

Diese Seelenverfassung, welche wir mit Recht als Frieden kennzeichnen, ist aber recht eigentlich auch die Stimmung und der Zustand, bei denen allein wir auch im religiösen Erkenntnisleben vorwärts kommen und in Jesu Christo immer wieder den Gott der Wahrheit erleben, welcher in alle Wahrheit leitet. Daß der Friede in der Tat auch hier ernährt und der Unfriede verzehrt, welcher Christ, der sein Christenleben bewußt lebt, hätte das noch nicht an sich selber beobachtet! Je größer die Seelenharmonie ist, die wir als Christen gewonnen haben, desto stetiger auch bei aller Langsamkeit, die nun einmal mit zu unserem Menschsein gehört, desto stetiger

auch unsere religiösen Erkenntnisfortschritte, desto sicherer und reicher unsere Erfahrung von der Wirklichkeit der Wahrheit, von ihrem Wesen und ihrem Inhalte und ihrer Macht, und desto klarer unsere Gewißheit, daß wir in dieser Erfahrung Gott selbst erleben als die Wahrheit.

Ich möchte mich über dieses Gott als die Wahrheit Erleben ganz kurz im Anschluß an die drei Herrenworte aussprechen: Joh. 14, 6 „Ich bin die Wahrheit!" Joh. 8, 47 „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort!" und Joh. 18, 37 „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!"

Um Gott in Jesu Christo als die Wahrheit zu erleben, ist daher ein dreifaches nötig: 1. Unser Herr Jesus Christus muß selber die Wahrheit sein. 2. Wir müssen unsererseits aus Gott und aus der Wahrheit sein, d. h. der Wahrheitstrieb muß der eigentliche Lebenstrieb sein, der unser geistliches Leben bestimmt. 3. Die Wahrheit in Christo, die uns sucht, und unser Suchen nach ihr müssen sich beide begegnen. Ich sage: Unser Herr Jesus Christus muß selber die Wahrheit sein, ihre große persönliche Summa. Nun, daß er das wirklich ist, beweist sein Leben, sein Wirken, sein Leiden, sein Sterben, sein Auferstehen und seine Gemeinde, welcher die bisher bewährte Verheißung gilt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Ich brauche das alles in diesem Zusammenhange nur aufzuzählen, und in unseren Ohren klingen die Beweise wieder, welche daraus im gewaltigen Zusammenklange die große Tatsache bezeugen: Er ist die Wahrheit, die Wahrheit in Person!

Aber wir erkennen diese Wahrheit nun freilich nur dann und nur darum, wenn wir und weil wir aus der Wahrheit sind, aus Gott, und nur dann und nur darum, wenn wir und weil wir uns nicht gegen sie sträuben oder, wo wir uns eine zeitlang gegen sie sträubten, schließlich doch anerkennen, daß ihre Stimme als geheimnisvolle Gegenwirkung gegen diesen unseren Widerspruch in uns lebendig ist und es nicht zulassen will, daß wir uns auf die Dauer wider sie wehren oder sie vernachlässigen. Verhärten wir uns willensmäßig dagegen, so ist uns nicht zu helfen. Es vollzieht sich dann an uns jener heillose Verstockungsprozeß, den wir ja so oft bei solchen armen Christenmenschen wahrnehmen können, welche sich nur handwerksmäßig mit dem Worte Gottes beschäftigen, ohne daß sie dasselbe mit rechter Ausdauer auf sich selber anwenden und auf sich selber wirken lassen, und der auch ein Erleben Gottes ist, wenn auch nur des Gottes, der seiner nicht spotten und auch mit seinem Worte nicht spielen läßt. Man vergleiche nur, was der Apostel Paulus 2. Tim. 3, 4, 5, 7 und 9 im richtenden Worte darüber sagt: „Sie lieben mehr Wollust, denn Gott; die da haben den Schein eines gottseligen Wesens; aber seine Kraft verleugnen sie . . . . lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen . . . . Es sind Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben; aber sie werden es die Länge nicht treiben!" Wer weiter will in der Erkenntnis des Wortes, muß sich beugen unter das Wort und auch seinen Willen tun. Joh. 7, 17. Erkennen wir dies aber willig an, dann hat der Wahrheitssinn aus Gott sich bei uns durchgesetzt, und uns ist geholfen; denn nun haben

sich unser Suchen nach der Wahrheit und ihr Suchen nach uns getroffen, und sie bezeugt sich nun als das, was sie ist, an uns, als die wirkliche Wahrheit.

Dieser Vorgang ist aber so sehr ein gegenseitig persönlicher, daß ich gestehe, ihn mir in seinem Machtgeheimnis gar nicht anders erklären zu können, als durch die Annahme eines persönlichen Einwirkens des lebendigen Jesus Christus, als des eigentlichen Wahrheitsträgers, auf uns, die wir auf die Wahrheit in ihm angelegt sind, und die er so zu ihrem gottgewollten Ziele führt, zum wirklichen Wahrheitsbesitze; und das nenne ich Gott in Christo als die Wahrheit erleben.

Dabei handelt es sich dann nicht etwa um neue Offenbarungen und Aufschlüsse, wie sie noch niemals oder nur ausnahmsweise einmal einem Christenmenschen zuteil geworden wären, sondern um das Lebendigwerden, um das Offenbarwerden, um das uns Bewußtwerden der Wahrheit, die wir in Jesu Christo haben und im Worte Gottes. Ich betone dies: und im Worte Gottes!

Mit dem Satze Joh. 14, 6 „Ich bin die Wahrheit!" muß hier durchaus der andere zusammengefaßt werden, Joh. 17, 17: „Heilige sie, Vater, in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit!" Und wir machen uns unserem Heilande gegenüber gewiß keines Mißverständnisses schuldig, wenn wir unter dem Worte Gottes für uns die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes verstehen und wenn wir im Erfahren ihrer Wahrheit ein Gott-Erleben erkennen, ein Erleben des Gottes, der sich in ihm, in Christo Jesu, der Summa des Schriftinhaltes als die Wahrheit offenbart hat.

Es kann das ja gar nicht energisch genug betont werden: Er wirkt auf uns durch das Mittel des Wortes Gottes Alten und Neuen Testamentes; aber in dem Worte Gottes ist er selber das Wort Gottes. Sein Wort in der heiligen Schrift wirkt dadurch, daß Er es persönlich wieder aufnimmt und es persönlich an uns richtet. Das ist die rechte unio mystica (geheimnisvolle Vereinigung), bei der unser Herr geheimnisvoll mit uns Eins wird und wir mit ihm, er mit uns, indem er sich so persönlich im Worte an uns wendet, und wir mit ihm, indem wir seine Stimme im Worte hören und ihm lauschen und antworten, auch mit unserem Leben.

Damit ist uns aber zugleich auch ein Schutzmittel geschenkt, damit wir uns nicht bei unserer Überzeugung von seinem persönlichen Einwirken auf uns und seiner persönlichen Verbindung mit uns, in bloße Einbildungen verlieren. Jawohl, die rechte unio mystica mit unserem Herrn Jesu Christo wird uns durchs Wort vermittelt. Das Wort Gottes ist sein Mittel, wobei mir das Sakrament des Altars auch als Wort gilt, als das „sichtbar gewordene Wort", mit welchem er sich besonders geheimnisvoll verbindet, um in ihm gleichfalls und besonders mit uns Eins zu werden. In diesem energischen Betonen des Wortes sehe ich allein die Weise, bei welcher wir vor den Fehlern bewahrt bleiben, die wir bei den Schwarmgeistern bedauern und bekämpfen. Und in der rechten unio mystica mit ihm durch das Wort sehe ich die Tatsache, in der wir Gott erleben und immer wieder erleben.

Ich kann nur schließen mit dem Gebete: Herr, laß uns dich so erleben und immer wieder erleben in der Zeit, bis wir in Christo vollkommen mit dir Eins werden und dich vollkommen erleben in einer seligen Ewigkeit! O. Riemann.

Die Weltanschauung im Roman.

Es hat zu allen Zeiten ernste Christen gegeben, welche von der Dichtkunst nur etwas wissen wollten, wenn sie religiöse Empfindungen zum Ausdruck brachte, die die Romane fast durchweg verwarfen, weil sie nur der Unterhaltuug und Zerstreuung dienen und Phantasie wie Gemüt in einer Weise erregen, die dem Christen nicht gut ist. Heute wird dieser Standpunkt freilich nur noch von wenigen geteilt. Keine Zeit ist weniger dazu gemacht, in stiller Beschaulichkeit das Leben einsiedlerisch zu verbringen und an so wichtigen Erscheinungen vorüberzugehen, wie sie uns in dem Roman entgegentreten. Alles drängt heute vielmehr zur Betätigung der Kräfte, zu rastloser Arbeit, zur Teilnahme an den Kämpfen, die sich immer entscheidungsreicher gestalten und auch in der Dichtung ihren Ausdruck finden. Niemand kann da parteilos zur Seite stehen und still zuschauen. Der Sturm gegen den christlichen Glauben, die christliche Weltanschauung und alle Weltordnung, die auf ihr beruht, ist so gewaltig, so umfassend und so andrängend, daß allmählich jeder aus seiner Untätigkeit aufgescheucht wird und die Waffen in die Hand nehmen muß.

Die sich gegenüberstehenden Standpunkte lassen sich kurz so kennzeichnen: auf der einen Seite heißt es: wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme; die Wahrheit wird euch frei machen, nichts anderes, und diese Wahrheit bin ich selbst, sagt Christus. Es ist die Wahrheit, daß dieses Leben nur ein Ausschnitt des wahren Lebens, alles Irdische und Vergängliche nur ein Gleichnis des Ewigen, Zukünftigen ist, ein Raupendasein, das der Verwandlung harrt, daß diese Welt, das Bild des Vergänglichen, immer Wechselnden, zwar handgreiflich ist und wirklich, aber nicht das Wahre, das unvergänglich ist.

Dieser Auffassung aber bringt die Welt in ihrer Majorität kein Verständnis entgegen; kein Wunder, denn der Weg ist eng, und es sind wenige, die darauf wandeln. Ihr wird ein anderes Evangelium gepredigt, und sie glaubt es gern. Denn einmal wird es von den Klügsten und Gelehrtesten vertreten, ja auf Naturforscher-Versammlungen bejubelt, wo doch die berühmtesten Professoren der Welt versammelt sind („Zu Toren sind sie geworden, da sie gar weise taten"). Dann aber ist dieser Standpunkt so viel einfacher, so viel natürlicher und vor allem für das Leben angenehmer und brauchbarer. Was ist dem natürlichen Verstande einleuchtender als die Lehre: wahr ist das Wirkliche, das durch die Sinne wahrnehmbar ist; das allein ist Gegenstand der Forschung und des Wissens, also allein wahr, alles andere beruht auf der Phantasie der Schwärmer und Toren? „Für die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes haben sie eingetauscht das Nachbild . . .; Andacht und Gebet gebracht dem Geschöpfe, statt dem Schöpfer."

Mancher aber würde vielleicht hier doch stutzen, wenn er tiefer nachdächte. Denn es bleibt immerhin so viel zu fragen übrig, so viele Rätsel sind ungelöst, vom Ursprung des Stoffes, des Lebens und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind, über denen minder Gelehrte, auch wenn sie Professoren sind, doch nicht immer so leichtfüßig hinwegtanzen wie Haeckel und Ladenburg. Aber ein andrer Grund macht

diesen Standpunkt vielen so annehmbar: er ist so bequem für unsern natürlichen Menschen mit seinen Lüsten und Begierden. Bin ich erst in der Theorie Gott los, so gibt es keine Verantwortlichkeit mehr, so habe ich höchstens noch auf meine Vernunft zu hören und das zu meiden, was mir schaden könnte am Leibe oder in der Achtung der Menschen. Im Übrigen bin ich Freiherr, bin endlich die ewige Bevormundung eines Sittengesetzes los, habe keine Schranken mehr, als die ich mir selber setze; ich bin mir selbst das Höchste, Größeste, berufen zur Herrschaft, so weit ich meine Kraft auszunutzen verstehe. Rücksichtslose Entfaltung aller natürlichen Kräfte wird höchstes Ziel. Und wenn wir diesem häßlichen Egoismus noch ein ideales Mäntelchen umhängen, das seine Blöße verdeckt, wenn wir sagen (auch ohne es zu glauben): dadurch wird das Menschengeschlecht vervollkommnet, indem die Besten und Stärksten sich schrankenlos entfalten, so haben wir das Ideal der Neuzeit, den Herrenmenschen. Dann kann man uns nicht einmal vorwerfen, daß wir nur elende Genußmenschen sind, sondern man muß anerkennen, daß der moderne Mensch auch seine Ideale hat.

Diese Gegensätze und ihre Kämpfe müssen naturgemäß auch die Dichtung der Gegenwart beeinflussen, besonders die Zeitromane, welche das Leben dieser Gegenwart wiederspiegeln. Darum soll auch der Christ nicht achtlos an ihnen vorübergehen. Als Produkte der Kunst sind sie ja in erster Linie dazu da, uns zu erfreuen, Phantasie und Gemüt anzuregen und zu befruchten, Stunden der Erholung und Selbstbesinnung angenehm auszufüllen. Sie haben aber neben dem ästhetischen Genuß auch noch andere bedeutsame Eigenschaften, die ihnen einen nicht zu unterschätzenden Wert geben. Wir wollen hier von der ethischen Bedeutung absehen, die darin liegt, daß wir über die dargestellten Handlungen der Menschen Werturteile fällen, und indem wir das tun, indem wir Gutes anerkennen und Böses verurteilen, uns in unserm Handeln beeinflussen lassen. Hier sei nur ins Auge gefaßt, daß die Romane auch einen apologetischen Wert haben können, vorausgesetzt, daß sie zu den oben dargelegten Gegensätzen irgendwie Stellung nehmen.

Eine gewisse Wirkung kann in dieser Hinsicht auf den nachdenkenden Leser auch ein Schriftsteller üben, der selbst nicht warm und nicht kalt ist, wenn er sich nur einer gewissen Objektivität befleißigt. Wie oft legen wir solchen Roman mit Enttäuschung oder mit tiefem Bedauern aus der Hand! Wie langweilig, wie oberflächlich! rufen wir aus. Der arme Mensch! Er hat offenbar von den tiefsten Dingen, die ein Menschenherz bewegen, gar keine Ahnung. Er hat selbst keine Stellung zu den Lebensfragen und Welträtseln, so kann er auch nur ganz oberflächliche Naturen und Zustände schildern. Ist das nicht ein Kennzeichen breiter Schichten unsrer modernen Literatur? Darin aber liegt eine Mahnung, zu den modernen Anschauungen Stellung zu nehmen und sich für Baal oder Jehovah zu entscheiden.

Apologetischen Charakter aber tragen auch die Romane antichristlicher Dichter. Überall, wo der gegnerische Standpunkt klar und folgerichtig zum Ausdruck kommt, wo die Welt klar geschildert wird, wie sie sich im Kopfe eines solchen Herrenmenschen malt, da können wir nur den Vorteil sehen, daß das Urteil denkender Leser geschärft und zur Entscheidung gedrängt wird. Philosophische und theologische

Schriften zu lesen ist nicht jeder imstande. Aber an den Früchten kann man diese Leute erkennen. Man sehe nur solche Bilder einer entgotteten Gesellschaft aufmerksam an, und es wird nachdenklichen Menschen nicht schwer fallen, die richtigen Wurzeln zu erkennen.

Freilich gehört hierzu ein fest gegründetes Herz und ein gut geschulter Geist. Denn oft borgt sich die Sünde ein schillerndes Gewand und gaukelt uns etwas vor, das wie echtes Gold aussieht. Deshalb ist solche Lektüre nur gereiften Leuten zu empfehlen. Kindern und innerlich Unfertigen wird man sie nicht in die Hand geben. Vorsicht ist hier geboten, doch soll sie nicht in Ängstlichkeit ausarten. Ganz können wir unsre Kinder doch nicht von der Berührung mit christusfeindlichen Ansichten bewahren, wir dürfen es auch nicht, wenn wir sie für das Leben tüchtig machen sollen. Besser, wenn sie solche unter unsrer Leitung kennen lernen, als wenn sie ihnen später ratlos gegenüberstehen. Echtes Gold wird klar im Feuer.

Eigentlich apologetischen Charakter aber tragen die Romane, in denen mit Klarheit und Wahrheit, ohne eine andre Voreingenommenheit, als sie die Einnahme eines festen Standpunktes naturgemäß mit sich bringt, die Fragen der Gegenwart künstlerisch dargestellt werden. Sie sind selten, wie das Gute in der Kunst überhaupt. Die meisten, die es versucht haben, sind über eine grob tendenziöse Darstellung nicht hinausgekommen. Wie die Gegner nach dem Muster Spielhagens (in seinen „Problematischen Naturen" u. a.) alle Christen als Heuchler, alle Gegner des Christentums als edle Menschen darstellten, so haben sie oft alle „Frommen" als Idealmenschen, alle Gegner als Schurken gezeichnet. Solche Tendenzromane müssen natürlich alle Wirkung verlieren und sind wertlos. Unparteiisch, besonnen, taktvoll und feinfühlig, das sind Eigenschaften, die wir oft auf beiden Seiten vermissen.

Umso mehr freut man sich dann über einen Roman, wie wir ihn in „Dem Gottüberwinder" von Frau Gertrud Franke-Schievelbein vor uns haben (Verlag von Fontane in Berlin). In ihm ist der moderne Herrenmensch mit allen charakteristischen Merkmalen treffend gezeichnet. Wer einige Lebenserfahrung hat, wird lächelnd zugestehen, daß ihm schon hier und da ein solcher Mensch begegnet ist wie dieser Professor der Medizin, der berühmte Physiologe, der erfüllt ist von den Forschungen, die ihm gelungen sind, berauscht von dem Lobe und der Anerkennung, die ihm überall gespendet wird. Nicht als wenn alle hier gehäuften Eigenschaften in der Wirklichkeit bei einem zu finden wären, aber es ist ein guter Typus geschildert, ein Höhenmensch, der durch Wissen frei geworden ist von Religion, dabei aber die edelsten Eigenschaften des Menschlichen in sich vereinigt, hülfreich und gut und voll des tiefsten Verständnisses ist für alles Schöne und Gute. Nur die übersinnliche Welt ist ihm verschlossen, dafür aber das Gefühl der Selbstherrlichkeit und der Wille zur Macht stark in ihm entwickelt, und da ihm das Glück auch die Mittel in den Schoß geworfen hat, die ihn über die Herdenmenschen hinausheben: eine feste Gesundheit und Geld, so muß er sich naturgemäß auswirken.

Diesem Prachtmenschen, einer Gestalt, wie zur Selbstherrschaft geboren, edel, gut, stark und kühn, stellt nun die Dichterin allerlei Hindernisse entgegen, wie sie

sich im Leben den meisten Menschen so oder so entgegenstemmen, in der Ökonomie Gottes offenbar gemacht, um durch den Gegendruck Kräfte zu wecken oder zu stählen. Sie sind eigentlich nicht sehr groß, nicht so bedeutend, daß eine Kraftnatur wie dieser Professor nicht damit fertig werden sollte, wenn sie ihn statt zur Demut und inneren Erstarkung, zur rücksichtslosen Kraftentfaltung anfeuern sollten. Und das tun sie. Von der jahrelang kranken, feinfühligen, gläubigen Frau gedenkt er sich zu lösen, den in seinem Sinne erzogenen, aber nun mißratenen, liederlich und entnervt gewordenen Sohn sieht er als Selbstmörder enden, sein hoffnungsvollster Schüler wird durch tiefere Forschungen von der materialistischen Weltanschauung abgelenkt, seine blühende Tochter, die sich mit diesem Manne verlobt, drängt er deshalb aus dem Hause: endlich tritt ihm sein einziger alter Freund und Amtsgenosse mit seinen religiösen Überzeugungen kräftig entgegen.

Er hofft, mit allen diesen Widerwärtigkeiten fertig zu werden aus eigner Kraft; denn eine Hoffnung auf ein neues Liebesleben an der Seite einer jungen, gesunden Gattin erblüht in seinem Herzen. Aber er muß erfahren, wie stark die idealen Hindernisse sind, die er so leicht bei Seite zu schieben gedachte. Mit der Störung seines inneren Gleichgewichts stellen sich auch Zweifel in wissenschaftlicher Beziehung ein, über die er sich längst erhaben dünkte. „Im Institut, im Laboratorium, bei allen seinen Versuchen, Messungen, Wägungen, immer war er auf den großen ungelösten Rest gestoßen: das Welträtsel.

Wenn er einen Körper zerlegt hatte bis in die letzten feinsten, mikroskopischen Teile, wenn nur die Hypothese der Atome übrig blieb und auch diese noch nicht das Letzte sein konnten — denn die Frage: wie geschieht es, daß die Materie denkt, empfindet, will? blieb ungelöst — dann war ihm wohl zuweilen die Ahnung aufgestiegen: die Grenzen unserer Erkenntnis sind noch nicht die Grenzen der Welt. Was lag jenseits?“

Und die sittlichen Bedenken! Sich von der alten treuen Lebensgefährtin scheiden, die ihm auf seine Bitte um eine friedliche Lösung ein entschiedenes: Nein, bis daß der Tod uns scheidet! entgegengestellt hatte? Seine Herrenmoral predigte ihm: man müsse sich ausleben! Er ließ ja den Himmel den Narren, die nichts wissen wollen von dem warmen, innigen Heimatsgefühl der Erdenbürger. „Ja, leben! dachte er. Handeln! Kühn und entschlossen brechen mit Vorurteilen und Sentimentalitäten! Sich selber die Gesetze geben! Sich selber Richter sein!“

Diesen sittlichen Kampf hat die Verfasserin trefflich geschildert. Denn ein Kampf muß hier sein, wo edle Gefühle wohnen: Dankbarkeit und Mitleid mit der Gattin, Rücksicht auf Kinder und Mitmenschen, Überbleibsel aus den alten Moralbegriffen, die man doch nicht so leicht los wird, weil sie eine natürliche Offenbarung Gottes in der Menschenbrust sind. Er nennt sie bezeichnend „Reste aus jener Zeit des Sklaventums, wo die ewig aus den Wolken drohende Zuchtrute mit ihrem „Du sollst!“ und „Du sollst nicht!“ den denkenden Mann gängeln will wie einen Schulbuben.“ Er scheuert sich die Arme wund an den Fesseln, die ihn binden, er, der der Menschheit eine neue Sittlichkeit gegeben, die Sittlichkeit der Natur: Was den einzelnen stark und frei und glücklich macht, seine Kräfte entwickelt, seinen Willen

stählt, das ist sittlich. Das dient dem Ganzen. Das verbürgt den Fortschritt der Rasse.

Hin und her wird er gerissen. Denn er nimmt es ernst mit seinem Kampf. Er ist keine von den modernen Halbseelen, die still verzichten, ohne sich ernsthaft durchzuringen, und dann so weiter leben, so gut oder schlecht es geht, weil sie nicht anders können, oder die, was sie im Licht des Tages nicht erreichen können, heimlich im Finstern sich erstehlen, äußerlich ehrbar und doch nur getünchte Gräber!

„Die Natur predigt mit tausend Zungen: Liebt euch! Nehmt, was ihr wollt, vom Tische des Lebens, alles gehört euch, aller Reichtum, alle Schönheit! Euer Recht ist: glücklich sein!

Er hatte ihre Sprache verstanden. Aber als er zugreifen wollte, hatten sich die Gespenster der alten, toten Moralbegriffe auf ihn geworfen und ihn zurückgeschreckt."

Dazu kam endlich die wuchtige Mahnung des alten Freundes, dem er sich, wie instinktiv, zuerst anvertraut hatte. Der ruft ihm zu: „Ja, folgt ihr nur der Stimme der Natur! Sie erlaubt's euch ja wohl, ein krankes, alterndes Weib zu verstoßen, weil ein junges euren Augen besser gefällt! Sie erlaubt's euch, ein Prachtmädel von Tochter aus purem Eigensinn unglücklich zu machen! Sie heißt euch, dem einzigen Sohn die Liebste abzujagen — kraft ihres Sittengesetzes, das nichts kennt, als das brutale Recht des Stärkeren, das mörderische Faustrecht der brutalen Selbstsucht! Folgt nur dem Locken eures kühnen Blutes, der wilden Gier, dem roten Zorn, dem Stehl- und Mordtrieb, die noch aus der Urwaldszeit im Menschen stecken. Tut's. Und ihr werdet's bald genug erleben, wohin ihr geratet! Anarchie an allen Ecken und Enden! Verwilderung und Verwirrung statt Gesittung und Befreiung! Euer Gottmensch — ist die Bestie."

Wir wollen nun die äußeren Vorgänge wie die psychologische Entwicklung nicht weiter verfolgen; jeder mag das selber nachlesen, und es wird ihn nicht gereuen. Genug: der Held unterliegt in dem Kampf, den er gewagt und wird unterliegend zum Sieger.

„Da lag die Welt vor ihm — die Welt der Sinne, die für ihn die einzige gewesen war. Es ging ihm die Erkenntnis auf, daß sie nur das kleine Spiegelbild sei einer fremden, großen, unendlichen Welt, die hinter der Grenze des Lebens steht und nur ihre letzten, schwächsten Strahlen in die Seele der Sterblichen wirft. Die Ahnung dieser Wahrheit hatte er immer gefühlt. Und doch hatte er Irrtum auf Irrtum getürmt, um sie nicht aufkommen zu lassen. Aber sie war gewachsen, unmerklich, unabläſsig. Und heut hatte sie den letzten, schwersten Felsblock seines Irrwahns triumphierend zersprengt. Sie stand vor ihm, frei, groß, leuchtend in unfaßbarer überirdischer Herrlichkeit."

Ein solcher Roman wiegt meines Erachtens tausend theoretische Erörterungen auf. Denn nichts wirkt überzeugender als die Probe auf ein Exempel. Hier ist eine gemacht. Hier ist ernst, aufrichtig und geschickt gezeigt, wohin die Folgerichtigkeit der modernen Weltanschauung auch die Besten führen muß. Und das ist die wirksamste Verteidigung des Christentums.

Karl Kinzel.

Die Persönlichkeit als Glied der Gemeinschaft.

II. Die Freiheit der Persönlichkeit in den Gemeinschaften.

Gottes Weisheit und Liebe läßt sich nicht genügen an Wesen und Gattungen, die nach unverbrüchlichen Gesetzen ihr Dasein vollenden müssen; es genügt ihm nicht, daß Welten ihre gewiesene Bahn laufen, Felsen sich türmen, Pflanzen und Tiere unter dem Zwange der Notwendigkeit wachsen und vergehen; Gott will, daß nicht bloß „die Morgensterne miteinander ihn loben", sondern daß auch „alle Kinder Gottes (bewußt) ihm jauchzen". Er will Wesen, die ihn und seine unendliche Herrlichkeit erkennen und in Liebe ihm dienen. Liebe ist freie Hingabe der Person und nur als solche wertvoll, eine Selbsthingabe, in der die Person doch ihr Wesen bewahrt, ja erhöht. Wie der Herr nach der Schrift sich im Himmel mit unzählbaren, heilig dienenden Engelscharen umgeben hat, so will er auf Erden ein Reich freier, bewußter Geister gründen und sich entwickeln lassen, die in ihm ihren Herrn und Vater erkennen und als seine Kinder voll seines heiligen Wesens ihm mit willigen Herzen anhangen und zu eigner Seligkeit und Vollendung seinen Willen ausrichten. Er will nicht bloß einzelne Persönlichkeiten, sondern ein Reich freier Personen, aus deren Gesamtheit erst alle Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Herrlichkeit wiederstrahlt, und die alle dem Reichszwecke der Vollendung und Verklärung der Welt dienen und damit zugleich ihre eigne Vollendung schaffen und sichern.

Dieser heiligen Liebesabsicht bereitet die auf Erden mit furchtbarer Gewalt herrschende Sünde die größten Schwierigkeiten und Hemmnisse. Wenn wir wohl begreifen, daß die Sünde, der Abfall von Gott und Widerstand gegen ihn, in einer Welt freier Wesen möglich sein mußte, weil die Willkür und Wahlfreiheit eine notwendige Grundlage der wahren Freiheit ist, so können wir doch die Wirklichkeit der Sünde nur tatsächlich feststellen, aber nicht logisch dartun, weil das nichts anderes heißen würde, als einen vernünftigen Grund dafür auffinden, ihre Notwendigkeit begreifen. Die Sünde aber ist das Unvernünftige, das dem vernünftigen Wesen des Menschen als des Ebenbildes Gottes Widersprechende und es Verderbende. Sollte in der sündigen Welt das Reich Gottes dennoch nach Gottes Absicht durchgesetzt werden, so mußte die Sünde überwunden werden. Das geschieht durch Gottes erziehende Offenbarung und die offenbarende und die Sünde tilgende Erziehung der Menschen im Laufe der Geschichte. Im Mittelpunkte der Geschichte steht der Herr Christus, Gottes und des Menschen Sohn, in dessen menschlichem Wesen die volle Ebenbildlichkeit Gottes erscheint, zu der alle Menschen angelegt und berufen sind. Er hat die vorbereitenden, erziehenden Schritte zur Gründung des Reichs, die besonders in der Geschichte des Volks Israel in deutlichster Weise hervortreten, zum vollendenden Abschlusse geführt uud die ewigen Grundlagen des Baus gelegt und befestigt. Er hat das Reich Gottes auf Erden für die ganze Menschheit gegründet, indem er ein neues, reines, göttliches Wesen in die der Sünde und dem Tode verfallene Welt, einen Sauerteig in die unreine Mehlmasse einführte, die Versöhnung der Welt vollzog und denen, die ihn und sein göttliches Leben in sich aufnahmen, die Macht gab, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben. Er ist

der andre Adam, in dem eine neue geheiligte und Gott geweihte Menschheit beschlossen ist. Er ist das Haupt, und das Reich Gottes und die Kirche, in der es auf Erden seinen Bestand hat, ist sein Leib, den er durch seinen heiligen Geist beherrscht.

Hier gilt vollständig das Bild vom Weinstock und den Reben. Der Weinstock erzeugt die Reben, sie setzen sich nicht einzeln an ihn an, sondern sie werden von seinem Lebenssafte hervorgetrieben, als seine Glieder gebildet und bleiben frisch und fruchtbar, so lange sie sich diesem seinem Lebenssafte nicht entziehen, an seinem Leibe und Blute Teil haben. cf. Joh. 15 und 6, 48 ff.

Christus wollte nicht blos Einzelne sammeln, sondern ein Himmelreich auf Erden gründen. Dem Gesamtkörper der sündigen Welt, aller, die mit dem ersten Adam dem Tode verfallen sind, muß ein neuer Gesamtkörper unter der Herrschaft des zweiten Adam, des Haupts der neuen Menschheit, entgegengestellt werden. Was kann ein einzelner Krieger, stünde auch ein starker Held hinter ihm, gegen ein feindliches wohl organisiertes Heer ausrichten? Das Königreich Gottes ist denn auch offenbar der Mittelpunkt der Verkündigung und des Werks Jesu Christi. Aber auf bewundernswerte Weise weiß er beides zu verbinden, die Rücksicht auf das Reich und auf das Individunm, was uns so sehr schwer wird, die wir so leicht im Wirken auf das Einzelne das Ganze und in der Hingabe an das Ganze die Liebe und Sorge für das Einzelne aus dem Auge verlieren. In seinen Reichsgedanken, die die Welt umfassen, wendet er doch der geringsten einzelnen Person, wie der Samariterin am Jakobsbrunnen, seine volle Heilandsliebe zu; und in seinem Suchen der einzelnen Seelen ist sein Blick immer auf das große Ganze gerichtet, auf die Reichsgemeinschaft aller, die Gott im Geist und in der Wahrheit, nicht bloß an diesem oder jenem Orte, anbeten und einen die Welt erfüllenden Chor des Lobgesangs und des lobenden Dienens bilden sollen.

Die Grundgesetze seines Reichs, die aber nicht mehr Gesetze, sondern Herzensbedürfnisse, Gesinnungen, Willenstriebe, freie Lebensäußerungen in seinem Volke sind, hat er am übersichtlichsten in der Bergpredigt niedergelegt, wie sie denn in den Seligpreisungen nicht als Gesetze, sondern als Bedingungen und Merkzeichen der Seligkeit und Vollendung eingeführt werden. Dieses Heiligkeitsbild, heilige Sehnsucht, Gerechtigkeit, friedebringende Liebe in reinem, Gott schauendem Herzen, leuchtet durch die Jahrhunderte und wird noch nach Jahrtausenden als unerreichtes Vorbild, das nur in der Vollendung des Reichs Gottes zu ungeschmälerter Verwirklichung gelangen kann, die vom Geiste Gottes angerührten Menschenseelen locken. Sie werden auf der Erde nie vollkommen erfüllt, weil die Sünde nur prinzipiell, aber noch nicht tatsächlich überwunden ist, weil sie noch überall, in allen Gemeinschaften und in allen Einzelnen ihre schädliche Macht ausübt. Wenn nun auch bei denen, die Christo und seinem Reiche angehören, die sittlichen Lebenskräfte, die dem Ebenbilde Gottes ursprünglich mitgegeben waren, erneuert und zur Herrschaft gebracht sind, also daß Paulus sagen konnte: „Christus lebt in mir", so wirken doch bei allen, sowohl in den Individuen als in den Körperschaften, fort und fort die auch ursprünglichen, aber durch die Sünde übermächtig gewordenen Lebenstriebe der Selbsterhaltung und der Erhaltung und Ausbreitung der Gattung. Und un-

endlich viele lassen sich von ihnen allein bestimmen und stellen auch die höheren Geistesgaben in ihren Dienst. Dabei pflegen wir nicht mit Unrecht so zu urteilen, daß der, welcher nur sein persönliches enges Wesen zum Zwecke seines Lebens macht, selbst wenn er dabei die sittlichen, durch Recht und Gesetz und durch die öffentliche Meinung aufgerichteten Schranken beachtet, egoistischer handelt und sittlich tiefer steht, als der, welcher dem Wohl des Gesamtkörpers, dem er angehört, vor allem seine Kräfte widmet. Ein Familienvater hat andere Bestrebungen und Sorgen liebevoller Art, als ein selbstsüchtiger Hagestolz; einen Bürger mit edlem, opferwilligem Gemeinsinn achten wir höher, als einen, der nur für sich Geld und Wohlleben gewinnen will, und die von Vaterlandsliebe oder von Begeisterung für Wissenschaft und Kunst getrieben in ausdauerndem Wirken und Schaffen ihre Kräfte verzehren und unter gefährlichen Umständen nicht bloß ihr persönliches Wohlbefinden, sondern auch ihr irdisches Dasein in die Schanze schlagen, wir preisen sie als Helden und Häupter des Volks oder der Menschheit. Die Gemeinschaft wird also höher geschätzt und ist wertvoller als das Individuum. Je mehr aber dieses sich bildet und sein Wesen erhöht, ein desto fähigeres und nützlicheres Glied wird es in der Gemeinschaft, und wenn es sich für dieselbe aufopfert, wird seine persönliche Würde erweitert und erhoben; das ist ja schon der leitende Gedanke großer Trauerspiele.

Auf diesen Stufen des irdischen Lebens bleibt aber immer ein Rest der sündlichen Selbstsucht zu beklagen. Am widerwärtigsten tritt er uns entgegen, wenn der „Einzelne und sein Eigentum“ sich keck in die Mitte der Welt stellt, oder wenn der starke „Übermensch“ zu den Schwindelhöhen jenseits des Guten und Bösen hinaufklettert, was ja theoretisch viel seltener geschieht, als in praktischer, verhüllt gehaltener Betätigung. Aber ein selbstischer Rest steckt auch in dem, der seine Familie und sein Haus, seinen Stand und die gesellschaftliche Klasse, der er angehört, sein geliebtes Volk und Vaterland zu seinem wesentlichen, ausschließlichen Lebenszwecke macht. Wir sehen nicht bloß, daß auf diesen Gebieten die meisten erbitterten Kämpfe sich abspielen, daß hier die Leidenschaften bis zur Rücksichtslosigkeit und Wildheit sich entzünden, daß dabei die sittlichen Schranken kaum nur soweit, wie die bürgerlichen Gesetze reichen, beachtet werden, daß blutige Kriege in schändlicher Ungerechtigkeit begonnen und grausam durchgeführt werden, und entsetzliches Elend, zerstörtes Lebensglück, Rückgang der Kultur und dazu ein tieferer Grad sittlicher Verworfenheit daraus erwächst, — sondern wir müssen auch bedenken, daß die in solcher Weise hervorbrechende Sünde schon dem ganzen Zustande anhaftet und deshalb bei der gebotenen Gelegenheit notwendig in die Erscheinung treten muß. Die Sünde liegt darin, daß alle diese an sich berechtigten Zwecke des Einzelnen und der Gemeinschaften nach dem ihnen innewohnenden Triebe, sich selbst zu erhalten und ihr Leben auszubreiten, doch nur beschränkte sind und niemals als höchste und unter allen Umständen zu verfolgende aufgefaßt werden dürfen.

Neben und über den niederen Trieben ist von Gott dem Menschen in seinem vernünftigem Wesen ein höherer verliehen. Er besitzt im Geiste den göttlichen Odem, das Ebenbild Gottes ist ihm eingeprägt. Vermöge dieses Vorzugs ist er befähigt und verpflichtet, auch jene niederen Triebe in idealem Sinne zu beeinflussen, nach

Geistesbildung zu streben und im Gemeinschaftsleben für fortschreitende Kultur und Zivilisation, für Wissenschaft und Kunst, für Recht und Gerechtigkeit zu wirken. Aber das Ebenbild Gottes hat noch einen tieferen, bedeutungsvolleren Inhalt. Es ist die eigentliche sittliche Kraft in ihm. Dieses Bild sollen die Menschen ausgestalten, indem sie eins in ihrem Willen mit dem heiligen Gott in Untertänigkeit ihm dienen, die Erde nach seinem Willen beherrschen, untereinander sich Dienst in Liebe erweisen, so daß die Liebe der wesentliche Gedanke ihres Handelns sei und daß sie, die hier keine bleibende Stätte haben, die ewige suchen und dort ihre Vollendung erwerben. Sie sollen ja heilig sein, denn Gott ist heilig, vollkommen, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist, nämlich heilige Bürger des Himmelreichs, vollkommene Glieder der Gottesfamilie, die, ein jedes nach seiner besonderen Art, je für einen besonderen Platz in diesem Reiche, in diesem Haushalte berechnet sind (cf. das Gleichnis von den verschiedenen Pfunden). Wie in jeder Pflanze ein Trieb für die Entwicklung einer eigentümlichen Gestalt ist, so in jedem organischen Wesen, auch in jedem Menschen. Darum sagt Schiller: „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. — Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!" — Die Aufgabe des Menschen ist, das zu werden, was er seiner Natur nach ist. Er ist aber Gottes Ebenbild, ein Kind des himmlischen Vaters, ein Glied der Gottesfamilie, die aus einer unendlichen Mannigfaltigkeit freier Persönlichkeiten besteht. Solange er diese Aufgabe nicht erfüllt hat oder sich nicht auf dem normalen Wege zu ihrer Lösung befindet, ist kein voller Friede in ihm. Es regt sich das böse Gewissen, was nichts anderes ist, als das bei den meisten dunkle Bewußtsein, von dem Wege dieses tiefsten innerlichsten Lebenstriebes abgewichen zu sein. Nur diesem Ziele, das wiederum nur im Reiche Gottes, in dem Heere des göttlichen Siegers, dem die Krone gegeben ist (Offenb. 6, 2) erreicht werden kann, soll unser höchstes Streben gelten, nur diesem Zwecke, der nicht bloß uns persönlich, sondern Gott und seinem Reiche gilt, dürfen und sollen wir als den umfassenden, unser ganzes Wesen bestimmenden, notwendigen unbedingt uns hingeben.

So hat unser Herr und Heiland es uns vorgelebt. Er zeigte sich menschlich bedingt durch seine Umgebung, durch die geistige Atmosphäre, in der er atmete, durch sein Volk, als dessen Glied er erschien, er gebrauchte dessen Sprache und Anschauungsweise, er achtete seine Sitten; aber wie wunderbar frei und machtvoll erhebt er sich über diese Schranken zu reiner, nicht blos das israelitische Volk, sondern die ganze Menschheit überstrahlender Höhe in diesem seinem unbedingt festgehaltenen Zwecke, das Himmelreich auf die sündige Erde zu stellen. Und als die Einzelnen, die Masse der Individuen, wie das organisierte Volk, ja die Völker und Staaten, Israel und Rom, sich wider ihn erklärten und ihre beschränkten Zwecke festhalten wollten, da ist er nicht gewichen, sondern hat die unbedingte Berechtigung seines höchsten göttlichen Zweckes durch die Selbsthingabe in den schmählichsten Tod besiegelt und durch seine Auferstehung denjenigen offenbart, die er sich gewonnen hatte und die er nun aus der Herrschaft des irdischen vergänglichen Wesens zu den lichten Höhen seiner Gnade und seiner Heiligungskraft heraus- und emporreißt als Glieder seines Leibes, dessen herrschendes Haupt er ist.

Darum ist das Reich Gottes die wichtigste, die wesentliche Gemeinschaft, in der wir Christen uns befinden. Es soll nicht blos die alle Menschen umfassende, sondern die alle Menschen, die Individuen wie ihre Gemeinschaften, ihre Rassen und Stämme und Völker und Familien beherrschende werden. Es will nicht herrschen durch Gesetze, durch Zwang, Strafe und Lohn, Furcht und Begierde; denn in diesem Reiche gelten nicht Gesetze, sondern die Gesinnung, der göttliche Lebenstrieb. Dieser Lebenstrieb ist der heilige Geist. Aber weil dieser noch nicht völlig zur Herrschaft gelangt ist und mit den beschränkten und sündigen Trieben in den Einzelnen und den Gemeinschaften dauernd zu kämpfen hat, so soll das Reich Gottes, in welchem dieser göttliche Atem weht, auch auf die Gesetze der Staaten, auf die Ordnungen in den Gemeinschaften, auf ihre Zwecke und die Mittel ihrer Ausführung, auf die Sitten und die öffentliche Meinung, kurz auf alle irdischen Verhältnisse und Beziehungen die wesentlichste Wirkung ausüben. Alle Vorgänge auf allen Gebieten des Lebens, des Staats, der Parteien, der Stände, des Klassenkampfes, des Verkehrs, der Produktion, des gesellschaftlichen Treibens, alle ohne Ausnahme sollen sich dem Kriterium des Maßstabes des Reiches Gottes unterwerfen. So wird nach Gottes Willen sein Reich auf Erden gebaut und alle Individuen, die ihm angehören, sollen in Freiheit dazu mitwirken. Sie können das alle, ob gebildet oder ungebildet, ob hoch oder niedrig, ob alt oder jung, ob Mann oder Weib (cf. Gal. 3, 28); es gehört nichts dazu, als daß sie mit williger Hingebung Glieder des Reichs, Kinder des himmlischen Vaters durch Christum geworden sind. Und damit wirken sie auch am besten für andere irdische Zwecke, für Recht und Gerechtigkeit, für Ausgleichung der Gegensätze in Billigkeit und Liebe, für Bildung und Kultur. Der Ertrag aller Kulturarbeit wird auch im vollendeten Reiche Gottes gesammelt sein. Sie trägt an ihrem Teile mit bei zur Erreichung des letzten Zweckes, der Verklärung der Welt in das reine göttliche Wesen. Da werden die von Gott geschaffenen individuellen Geisteswesen, die Gottes Sohn durch den heiligen Geist für sich und sein Reich erlöst, erworben und gewonnen und zu neuem Leben als seines Leibes Glieder gezeugt hat, in voller seliger Freiheit als Kinder Gottes sich bewegen, und ein Gegensatz zwischen Gliedschaft und Individualität kann nicht mehr empfunden werden. Denn: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Joh. 8, 35. Und: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. 2. Kor. 3, 17.

Das Reich Gottes stehet auf Erden in der Kirche und sein Lebensstrom fließt von dort allein, wo seine Quellen zu finden sind, in alle Teile der Welt. Gelten die obigen Sätze vom Reiche Gottes auch für die Kirche? Nur in eingeschränktem Maße; die Kirche als organisierter Körper ist nicht das Reich Gottes, sondern eine Anstalt für dasselbe. Sie hat darin ihre hohe Würde und einzigartige maßgebende Bedeutung, daß der Bau des Reichs Gottes ihr Lebenstrieb ist und daß sie allein auf Erden die Mittel und die Kraft für diesen Bau, die Offenbarung Gottes in Wort und Sakrament besitzt, in welchen der heilige Geist wohnt und wirkt. Aber als irdischer Organismus trägt sie den göttlichen Inhalt freilich in irdenen Gefäßen, sie ist in allen ihren Gliedern den sündlichen und irreführenden Einflüssen der Welt fortwährend ausgesetzt. Sie darf deshalb nicht, wie die katho-

liſche Kirche tut, die dem Reiche Gottes und ſeinen religiös-ſittlichen Kräften gebührende Herrſchaft über die Völker und Individuen für ſich in der Weiſe einer weltlichen Macht in Anſpruch nehmen. Sie darf überhaupt nicht Geſetze mit göttlicher Autorität verkündigen, denn das Reich Gottes wird nicht von Geſetzen, ſondern von freier heiliger Liebeskraft regiert. Sie muß vielmehr wie ihr Herr und Meiſter dienend ihre Erlöſungs-, Heils- und Lebenskräfte fortwährend anbieten und mit aller Geiſtesmacht auf die Willigkeit ſie zu gebrauchen, auf die Weckung des Glaubens hinwirken, Liebe üben und die göttliche Wahrheit bezeugen. Aber ſo ſehr wir dieſe Einſchränkung betonen und ſelbſt meinen, daß die Kirche nicht einmal ihr Bekenntnis zu einem Geſetze aufſtellen darf, deſſen Bruch oder Nichtanerkennung den Verluſt der Seligkeit nach ſich zöge, ebenſo überzeugungsvoll behaupten wir, daß ſie als irdiſche Anſtalt und Gemeinſchaft ohne Ordnungen und Geſetze nicht beſtehen kann und durch feſte und beſonnene Zucht dieſelben aufrecht erhalten und die hartnäckigen Verächter von ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen die Macht und den Mut haben ſoll. Sie weiß wohl, daß dieſe Ordnungen das Heil der Einzelnen und der Gemeinſchaften nicht ſchaffen, aber ſie iſt ſich auch bewußt, daß Geſetze und Ordnungen nötig ſind, um das Heilsgut, das ihr Inhalt iſt, ſchützend zu umgeben und unverletzt auf die Nachkommen zu bringen, und daß die ihr ſo wünſchenswerte Autorität durch die Zucht geſtärkt wird. Zu allen dieſen hohen Aufgaben muß die Kirche freien Mund und freie Hand haben und als die höchſte geiſtige Macht auf Erden ſich darſtellen und geachtet werden.

Nach dieſen Grundſätzen ſollte das Verhältnis der Kirche zu den übrigen Gemeinſchaften, namentlich zum Staate ſich regeln. Das rechte Verhältnis iſt noch nicht gefunden und ihre Autorität iſt leider bei ſo vielen, die ſich doch ihrem im ganzen Chriſtenvolke immer noch mächtigen, in Sitten, Anſchauungen und öffentlichen Urteile hervortretenden Einfluſſe nicht entziehen können, auf eine recht tiefe, trauererregende Stufe geſunken. Daß wir zu Kindern Gottes in Chriſto durch die Kirche berufen worden ſind, iſt unſere höchſte Würde und alle, die dieſen Ruf erfahren haben, ſollten der Kirche als ihrer geiſtlichen Mutter und beſten Führerin zum höchſten ewigen Ziele der Vollendung mit voller Liebe und Verehrung anhangen.

Man hört ſo allgemein und ſicher ausſprechen: der Individualismus iſt das Prinzip und die Kraft des Proteſtantismus und der evangeliſchen Kirche. Wir behaupten: er iſt der Überſpannung und falſchen Auffaſſung des korporativen Prinzips der katholiſchen Kirche gegenüber einmal unſre Kraft geweſen, er iſt jetzt aber unſere Schwäche. Wenn es ein unvergänglicher Ruhm des Proteſtantismus iſt, auf geiſtlichem Gebiete die Würde und das Recht der Perſönlichkeit in helles Licht geſtellt zu haben, ſo iſt jetzt der Individualismus zu einer Einſeitigkeit ausgewachſen die das Ganze der Kirche, ihre Einheit und Geſchloſſenheit zu zerſprengen droht, wo jeder nur ſich ſelber dienen will und nicht dem gemeinſamen Körper, und ſeine perſönliche Meinung keck dem Glauben der Kirche als eben ſo viel wert entgegenſtellt. Solche Geringachtung der Kirche gegenüber neuen Lehren von Gelehrten oder gar gegenüber den oberflächlichen Meinungen ſich für hoch und wiſſenſchaftlich gebildethaltender Philiſter iſt ihr durchaus ſchädlich und gefährlich, ſodaß wir allen

Grund haben, dem einseitigen Prinzip des Individualismus mit energischer Überzeugung wieder das Prinzip des korporativen Zusammenhangs, der Kirche als unseres Gesamtkörpers, dessen Glieder wir sind, an die Seite zu stellen. Die einmal gewonnene Persönlichkeitsschätzung kann uns sowieso nicht mehr verloren gehen. Wir werden sonst mehr und mehr unter die Räder der durch ihre Einheit und Geschlossenheit starken katholischen Kirche oder der materialistisch widerchristlichen Geistesmächte geraten.

Wenn Rückert dichtet: Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten,

so mag dieses hübsche Wort in kleinen Lebenskreisen vielfältig sich bewahrheiten. In großen weiten Kreisen wird es nur bei bedeutenden, genialen Persönlichkeiten Geltung haben, wie Goethe ohne lebendige persönliche Anteilnahme am Familien- oder Volksleben seine Lebensaufgabe und Freude nur in der harmonischen Selbstbildung suchte und dennoch dadurch zu großer Bedeutung für das ganze Volk gelangt ist.

Für gewöhnliche Sterbliche ist ratsamer nach Schillers Wort sich zu richten:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Es ist sicherer, daß wir im Wirken für andere uns selbst bilden, als daß wir in der Arbeit nur für unsere individuellen Bedürfnisse und Zwecke, zur Bildung und zum Wohl der anderen beitragen. Und das höchste und wertvollste Ganze, dem wir als dienende Glieder uns frei anschließen können und sollen, ist das von Christo, dem Könige, gegründete Himmelreich. E. Teichmüller.



Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

Die Bibel, das Buch der Bücher.

Die Biblia ist der Brunnen; alle anderen Bücher sind nur kleine Flüßlein, auf der Biblia kann man sicher und gewiß stehen . . . Laß dein Dünkel und Fühlen fahren und halte viel von diesem Buch, als von dem allerhöchsten, edelsten Heiligtum, auch als von der allerreichsten Fundgrube, die nimmermehr genug ausgegründet noch erschöpft werden mag. Martin Luther.

Die Bibel ist ein Strom, in welchem der Elefant schwimmt und die Mücke nicht ertrinkt. Augustinus.

Die Heilige Schrift kann nie lügen oder irren. Ihre Aussprüche sind absolut wahr. Diese Schrift und die Natur kommen beide von dem göttlichen Worte her, jene als Eingebung des heiligen Geistes, diese als Ausrichterin göttlicher Befehle.
Galilei.

Die Summa der Heiligen Schrift ist die Wahrheit, die in tausend Gestalten auf allen Seiten ausgedrückt ist: Gott ist mit uns! siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen! Johannes von Müller.

Als Walter Scott, der Begründer des historischen Romans, auf seinem Sterbebette lag, sagte er zu den Seinen: „Gebt mir das Buch!“ als sie fragten, welches Buch er meine, antwortete er: „Es gibt nur ein Buch, die Bibel!“

Das Lesen der Bibel ist eine unendliche und die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Wilhelm von Humboldt.

Das Bibelbuch ist das Buch der Bücher, die Quelle des ewigen Lebens, des Trostes und der Stärkung für alle Unglücklichen und Angefochtenen, ein Schild und eine Waffe der Unschuld, ein Erwecker der geistig Schlafenden, ein Führer aus dem Labyrint der Sünde, ein schreckliches Gericht endlich denen, die in Sünde verharren. Wolfgang Menzel.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem inneren Werte. Sie ist etwa nicht nur ein Volksbuch, sondern ein Buch der Völker. Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung von wahrhaft weisen Männern genutzt werden. Buch für Buch tut das Buch aller Bücher dar, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt versuchen, aufklären, ausbilden mögen . . .

An der Bibel wird sich jedes Geschlecht verjüngen und der Maßstab für das Leben und die Kraft eines Volkes wird immer seine Stellung zur Bibel sein.

Goethe.

Was für ein Buch! Ungeheuer und weit wie die Welt, gewurzelt im Abgrund der Schöpfung und turmhoch erhaben über dem Plan der Gedanken des Himmels! Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Geburt und Tod, Verheißung und Erfüllung — das ganze Drama der Menschheit ist in diesem Buche enthalten!

H. Heine.

Alle Bücher, die ich gelesen, haben mir den Trost nicht gegeben, den mir das Wort in der Bibel Psalm 23, 4 gab. J. Kant.



Dr. Wrede hat im Januar in Breslau im „Kirchlichen Verein“ einen Vortrag über „Die Entstehung des Neuen Testaments“ gehalten. Er meinte: Die übernatürliche Entstehung des Neuen Testaments könne man nicht mehr festhalten, dies gehe schon aus der Verschiedenheit der vier Evangelien hervor. Die Entstehungsfrage des Neuen Testaments sei eine rein geschichtliche, mit welcher sich sowohl der Theologe wie der Geschichtsforscher befasse, nur durch Hypothesen sei der Wirklichkeit nahe zu kommen, daher

sind auch Irrungen möglich, aber der Forscher müsse selbst durch Irrtum Anregung zur Erforschung geben. — Pauli Visionen und Offenbarungen ließen sich aus seinem epileptischen Leiden erklären (welch alter Ladenhüter!), seine Lehre sei nicht die Fortsetzung der Lehre Jesu, da er ihn nie gekannt habe!! Auch Lukas habe den Personen vielfach Reflexionen zugeschrieben und Johannes sei kein Apostel, sondern Presbyter gewesen. Die Apostelgeschichte trage den Charakter einer Sage usw.

Dies alles ist offenbar „objektive" und „voraussetzungslose" Wissenschaft. Wenn Wrede derartige Hypothesen, so nennt er es ja selbst, in wissenschaftlichen Blättern zur Diskussion stellt, so ist ja dagegen nichts zu sagen, allein was für eine Verwirrung muß dadurch angerichtet werden, daß er so etwas in einem populären Vortrag der Gemeinde unterbreitet! Der „kirchliche" Verein, der sich solche Vorträge halten läßt, sollte lieber vor seinen Namen ein „un-" setzen.

* * *

Der Berliner Theologieprofessor D. Gunkel hat, wie die „Köln. Ztg." berichtet, das Wunder am Sinai — der Berg bebte und Feuer und Rauch zeigte sich auf seiner Spitze — (2. Buch Mose 19, 16—18) dadurch zu beseitigen resp. natürlich zu erklären gesucht, daß er behauptete, der Sinai sei damals ein Vulkan gewesen und es handele sich bei der Beschreibung 2. Mose 19, 16—18 um einen Ausbruch desselben. Nun hat aber die geologische Forschung bis jetzt auf der ganzen Sinai-Halbinsel vulkanische Produkte nicht aufzuweisen vermocht. Die dortigen Gebirge sind alte Granitmassen, die nackt und steil ansteigen; nichts deutet auf Vulkanismus, weder aus älterer noch aus jüngster Zeit. Die Hypothese Gunkels findet also in der Beschaffenheit des Landes keine Stütze. — So geht es mit Hypothesen, die ins Blaue hinein gemacht werden.

* * *

Ein „Violettes Kreuz" hat sich jetzt neben dem „Roten", „Blauen" und „Weißen Kreuz" aufgetan. Es steht unter dem Vorsitz von Dr. jur. G. von Benoit in Bern und hat sich zur Aufgabe gemacht, das Fluchen und leichtsinnige Anrufen der Namen Gottes und des Heilandes zu bekämpfen. Die Vereinsstatuten und Beitrittsformulare werden auf Wunsch kostenfrei versandt vom genannten Vereinsvorsitzenden in Bern (Schweiz), sowie vom „Christl. Verein junger Männer" in Berlin, Wilhelmstraße 34.

* * *

Der Brief des Katholikos an den Zar. (Wegen des Raubes der armenischen Kirchengüter). Der Katholikos (d. h. das Oberhaupt der armenischen Kirche) schreibt an den Zar, nachdem ihm, dem 84jährigen Greis, nach mühevoller Reise eine Audienz bei dem Zaren abgeschlagen worden, habe er Mut, seine Seele ihm brieflich aufzuschließen. Der Minister des Innern habe ihm mitgeteilt, daß seine Handlungen als Ungehorsam gegen den kaiserlichen Befehl angesehen wurden, und das sei ferne von ihm. Er habe den Untertaneneid geleistet, aber auch an demselben Tage den anderen Eid, die Traditionen und Rechte der Kirche und des patriarchalen Thrones zu schützen; er habe also keine Selbständigkeit, aber die Pflicht, die Rechte und das Eigentum der Kirche zu hüten, und eidbrüchig könne er nicht werden! Möchte doch dieser Kelch an dem Volke vorüber gehen und dieses vor Verfolgungen geschützt werden. Stets hätten die Armenier und ihre Kirche unter dem Schutze der Zaren gestanden, und diese hätten ihre unantastbaren Rechte anerkannt. Dürfe er nun aber zu der Bestimmung vom 12. Juni, die ohne sein Wissen erfolgte (Einziehung der armenischen Kirchengüter) stille sein, seinen Armeniern gegenüber, die ihn gewählt, damit er die Selbständigkeit der Kirche schütze? — Als er sich an den Zaren gewendet habe, sei es nur in der Absicht geschehen, ihn von der Unmöglichkeit seiner Lage und von seinen Erwägungen in Kenntnis zu setzen, um seine erzpriesterliche Pflicht zu erfüllen, nicht aber aus Ungehorsam, wie leider dem Zaren fälschlich berichtet worden wäre. Auch alles Volk habe nie daran gedacht, ungehorsam zu sein, doch wie tief verletzt die Verordnung habe, bewiesen die Volksunruhen. Er fleht den

Zar an, den Kelch an der Kirche vorübergehen zu lassen und schließt mit der Bitte um Gottes Segen und Gesundheit für den Zaren.

Ob diese Vorstellungen des ehrwürdigen Greisen Gehör finden werden? Die Mauer um den russischen Thron herum wird sie wohl abprallen lassen.

* * *

Das „Ev. Schulblatt“ in Bayern (Organ des Ev. Schulvereins) teilt aus Nr. 3 der „Bayerischen Lehrerzeitung“ folgendes mit: „Das Köstlichste was auf dem Gebiete der muckerischen Verballhornung geleistet worden ist, hat wohl ein geistlicher Schulinspektor gelegentlich einer Revision im Regierungsbezirk Wiesbaden zu Wege gebracht. Er ließ das Lied „Unsere Wiesen grünen wieder“ singen. Wer beschreibt die Entrüstung des geistlichen Herrn, als er die Worte hörte: „Jeder Schäfer wird jetzt kühner, sanfter jede Schäferin“. Das mußte natürlich schleunigst geändert werden; aber wie? Der geistliche Herr bestieg den Pegasus und „Jeder Käfer wird jetzt kühner, sanfter jede Käferin“ singen seitdem unschuldige Kinderlippen auf amtlichen Befehl!“ Das Schulblatt sagt im Anschluß hieran: „Jeder, der unbefangen liest, denkt natürlich, daß das erst in jüngster Zeit geschehen ist. Ich selbst war ganz entzückt, zwar nicht über die Tendenz, die dieser Verballhornung zu Grunde lag, aber über die Eleganz (bloß zwei Buchstaben anders), den Rhythmus und Wohllaut (das alliterierende K), über die Bereicherung des Sprachschatzes (Käferin“), die wir ihr verdanken, und mußte herzlich darüber lachen, habe sie auch als vergnügter Käfer selbst unzählige Male vor mich hingesummt (natürlich nicht, weil es mich geniert hätte, Schäfer und Schäferin zu sagen). Aber die Toten reiten schnell! In Nr. 6 bringt eine Leserin ein wundernettes Gedicht, das diese wirkliche oder vermutlich erdichtete Episode aus dem Schulleben behandelt, das ihr aber schon seit Jugendjahren bekannt, von ihr schon oft vorgetragen worden ist und in einem gedruckten Buche steht, dessen Verfasser sie noch anzugeben weiß. Also, es ist ein alter Ladenhüter, der aber wieder frisch aufgebügelt als neu gelten und den Dienst tun kann, diejenigen, die nicht alle werden, vor der schwarzen, vermuckerten Schar der Schulinspektoren das Gruseln zu lehren.“

Ob die Bayerische Lehrerzeitung ihren Hereinfall wohl eingesteht und die Verhöhnung des Schulinspektors zurücknimmt?

* * *

Das Eindringen des Christentums in Indien bringt oft unerwartete Erscheinungen hervor. So lebt im Dorfe Qadian der Schulze Mirza Ghulam Achmed, das Oberhaupt einer geistlich sehr regsamen Familie, welches ohne Zweifel Anspruch auf den Namen eines Gebildeten machen kann. Er hält sich aber nichtsdestoweniger für den „wiedergekommenen Christus“ auf den die Christen warten und sagt, es sei falsch, daß dieser wiederkommen werde, wie er gen Himmel gefahren, ebenso daß er am Kreuz gestorben sei, sondern er sei, nachdem die Jünger ihn scheintot herab genommen, seine Wunden mit einem Öl geheilt, gen Osten nach Srinager gereist, wo er 120 Jahre alt gestorben sei, sein Grab werde noch heute gezeigt. Er stützt sich dabei auf den berüchtigten Roman von Nikolas Natowitsch. Weiter sagt Mirza, daß mit der Verheißung an Moses, einen Propheten, wie ihn, aus Israels Brüdern zu ernennen, Ismaels Kinder und Muhammed gemeint seien und daß 1400 Jahre später, ebenso lange, wie Christus nach Moses erschien, Muhammed einen Messias erhalten solle und das sei er Mirza, Ghulam von Qadian. Er läßt sich damit nicht genügen und behauptet auch der verheißene „Mahdi“ der Muhammedaner zu sein. — Bei uns würde ein solcher Mensch für verrückt erklärt, doch den Hindus fehlt es an nüchterner Wahrheitsliebe und kritischem Verstand und Mirza beruft sich vor ihnen auf seine Wunder, hatte er doch die Frechheit, ein Preisausschreiben zu veröffentlichen, daß seine Wunder größer und stärker seien als die Wunder Jesu. Beim Ausbruch der Pest in Indien pries er ein Mittel dagegen an, schwieg aber davon als die Gefahr größer wurde; nun weissagte er, Gott werde den Ort schützen, da er Sin

seines Gesandten sei. Bald darauf brach im Dorfe die Pest aus und seine Leute starben. Dieser Mirza macht den Missionaren und indischen Christen das Leben sauer, weil sie ihm nicht in Scharen zufallen und seine Messianität nicht anerkennen.

* * *

Über die Entstehung des Sonntags hat Prof. Dr. Gunkel folgende Ansichten.

Die Sitte, den ersten Tag in der Woche durch Zusammenkünfte als Herrentag zu feiern, ist schwer zu erklären. In alter Zeit versuchte man es dadurch zu erklären, daß man die Auferstehung auf einen Sonntag setzte, doch wer ist der Zeuge derselben gewesen? Gunkel meint diese Fragen von religionsgeschichtlicher Seite leichter lösen zu können. Der Name Sonntag weist darauf hin, daß er dem Sonnengott geweiht war und nachher hat die christliche Gemeinde wohl unbewußt einen alten Göttertag zu ihrem Sonntag gemacht. Im Christentum muß es Kreise gegeben haben, die gewohnt waren diesen Sonntag zu feiern und aus diesen Kreisen ist dann die älteste christliche Gemeinde entstanden. Die urchristlichen Kreise haben den Herrn mit Jesus identifiziert. In den Mithrasmysterien wird ebenfalls der 1. Wochentag gefeiert. Wenn nun Mithrasreligion und Urchristentum in der Feier eines Tages zusammentreffen, so ist dies dadurch zu erklären, daß beide aus dem Orient hervorgegangen sind. Und wenn wir in den Mithrasmysterien das Feiern des 1. Tages als Nachwirkungen des Sonnenkultus erklären, so zieht man auch diesen Schluß für das Urchristentum. Die Religionsgeschichte sagt, daß Christus nicht das erste Wesen war, an dessen Auferstehung man glaubte, im Orient ist die Auferstehung der Götter, und zwar als Naturbegebenheit nach einem göttlichen Leben, bekannt. Die Götter der Sonne und des Frühlings erstehen in jedem Frühling von neuem. Die Vorstellungsform ist im Urchristentum dieselbe, wie in fremden Religionen, nur ist der Inhalt des Glaubens ein anderer. Die Sonntagsfeier stammt aus dem Sonnenkultus, an Ostern ersteht nach orientalischer Vorstellung die Sonne von des Winters Nacht. Wer sich nun nicht um Religionsgeschichte kümmert, fragt: Ist's Zufall, daß Jesus gerade an diesem hl. Sonntagmorgen auferstanden ist? Und daß dies gerade drei Tage nach dem Tode der Fall sein sollte, hat den Kirchenvätern viel Nachdenken gemacht, da es von Freitag bis Sonntag keine drei Tage sind. Doch die nächste Quelle hierüber ist wahrscheinlich auch die des Sonnenkultus, drei Tage, bezw. drei Monate ruht die Sonne im Tode. Das Endergebnis von Gunkels Untersuchung ist: Das Christentum ist eine synkretistische (d. h. vermittelnde) Religion. Fremde, starke, religiöse Motive sind in ihm enthalten, orientalische und hellenische.

Diese Ansichten Gunkels scheinen denn doch zum guten Teil dem Streben zu entspringen, überall Beziehungen zu entdecken. „Voraussetzungslos," wie die moderne Wissenschaft sein will, ist dies sicher nicht. Unbefangen betrachtet erscheint es ganz erklärlich, daß die erste Christenheit sich hier und da den früheren heidnischen Gewohnheiten, besonders hinsichtlich ihrer Feste, anpaßte. Darin ist kaum etwas zu finden. Wenn deshalb der Sonntag einem früheren Sonnenkultus entsprechen sollte, so verschlägt das nichts, deshalb kann er für die Christenheit doch auch von Anbeginn an der Tag der Auferstehung Christi gewesen sein.

Den Glauben an letztere nun aber mit den unklaren und pantheistischen Auferstehungsgedanken des Heidentums in ursächliche Beziehung zu setzen, das erscheint uns denn doch einer „voraussetzungslosen Wissenschaft" im höchsten Grade unangemessen und höchlichst mit den Haaren herbeigezogen zu sein. Die Kraft des Christentums liegt in dem Auferstehungsglauben, und der soll heidnischen Ursprungs sein? Man lese nur Pauli gewaltiges Wort über die Auferstehung Christi und die völlige Sinnlosigkeit solcher Gedanken muß jedem einleuchten. E. Dennert.



Notizen.

Eine neue Untersuchungsmethode für mikroskopische Betrachtungen ist von Siedentopf und Zsigmondy erfunden (Annalen d. Physik, 4. Folge, Bd. 10, 1903, auch Münchener mediz. Wochenschrift, 1904, 51. Jahrg., S. 58). Dieselbe wird uns offenbar noch wunderbare Aufschlüsse über die Welt des Kleinsten gewähren. Sie besteht darin, daß das Licht einer sehr starken Lichtquelle benutzt wird, um von der Seite des Objektivs her eine kleine Glasplatte zu beleuchten, auf der sich die zu beobachtenden Gegenstände befinden. Dieselbe Linse liefert dann viel bessere Resultate. Je stärker nämlich die Beleuchtung ist, desto kleinere Körperchen werden sichtbar. Man denke nur an die sog. Sonnenstäubchen, die doch natürlich stets in den Zimmern vorhanden sind, die wir aber nur dann sehen, wenn sie von der Sonne hell beleuchtet werden. Man hat berechnet, daß man mit dieser Methode noch Körperchen von ein Millionstel Millimeter Länge erkennen kann, während man bisher nur solche von ein Tausendstel Länge wahrnahm, also ein ganz gewaltiger Fortschritt, der uns fast an die Grenze des Stoffes bringen muß. Was dies für Folgen haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Zunächst wird man wohl viele bisher unbekannte Lebewesen entdecken, so daß die Bakterien allgemach wie Riesen erscheinen werden. Am interessantesten ist aber die Frage, ob wir mit dieser enormen Ausdehnung unsres Sehvermögens nach dem Kleinsten zu nicht am Ende auch den kleinsten Teilchen des Stoffes, den Molekülen, näher kommen können.

* * *

Das Alter der Sonne. Lord Kelvin hat aus seinen Berechnungen über Energieverluste der Sonne geschlossen, daß, wenn diese die Folge der Zusammenziehung des Sonnenballs seien, letzterer sicherlich noch nicht vor 500 Mill. Jahren, wahrscheinlich aber nicht einmal vor 100 Mill. Jahren die Erde beleuchtet haben könnte, und weiter wäre dann der Fortbestand der Sonne kaum noch für viele Millionen Jahre zu erwarten. — G. H. Darwin wiederholte die Rechnung kürzlich, doch etwas verändert und fand statt der 100 Mill. nur 12 Mill. Jahre; doch weist er darauf hin, daß die Entdeckung der radioaktiven Substanzen diesen Berechnungen den Boden entzieht, da die von diesen Substanzen abgegebenen Energiemassen sehr große sind, ohne daß ihre Quelle in Abnahme der Masse zu suchen wäre. Wir können nicht behaupten, daß die Sonne nicht fähig sei, Energie in einer Stärke zu entwickeln, die gleich sei der, wenn sie aus Radium bestände; dementsprechend kann man den Energievorrat der Sonne auf den 10- oder 20fachen Betrag erhöhen. — Dieser Schluß will mir ganz und gar nicht einleuchten. Wir wissen doch auch durch die Spektralanalyse, daß die Sonne aus denselben Stoffen besteht wie die Erde, so daß man doch wohl annehmen muß, daß sie auch hinsichtlich der Energie-Abgabe diesen gleichen wird. Eine Berechtigung, das noch rätselhafte Verhalten des Radiums auf die Sonne zu übertragen, nur um ein höheres Alter derselben zu erreichen, liegt durchaus nicht vor. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß sich das Radium in Helium und andere bisher unbekannte Bestandteile zersetzt. Ramsay schließt aus seinen Versuchen, daß Radium sich in 1150 Jahren völlig zersetzt und verschwindet. Wir dürfen also bis auf Weiteres das Alter der die Erde beleuchtenden Sonne auf 12 Mill. Jahre schätzen. Nun wird aber der Anfang der organischen Schöpfung auf der Erde 25—52 Mill. Jahre zurückdatiert (andre schätzen viel höher); dann aber wäre das Leben auf der Erde eher entstanden, als die Sonne ihr schien. Dann würde hierin ein merkwürdiger Beleg für die Möglichkeit der entsprechenden Angabe des Genesisberichtes zu finden sein (vergl. mein Buch „Bibel und Naturwissenschaft", 3. Aufl. M. Kielmann, Stuttgart 1904. S. 129 ff.) Mag dies nun sein wie es will, jedenfalls sieht man hieraus wieder einmal, wie wenig Grund man hat, sich über den Genesisbericht lustig zu machen, wenn die moderne Naturforschung zu ähnlichen Ergebnissen kommt. Dt.

* * *

Kunkel hat (Zool. Anz. 1903, S. 656) zahlreiche Zuchtversuche mit linksgewundenen Weinbergschnecken gemacht und gefunden, daß sie stets rechtsgewundene Schnecken ergaben. Letztere Form ist nämlich die Regel, es gibt aber auch einzelne Individuen, die linksgewunden sind. Die Versuche haben nun also das unzweifelhafte Ergebnis, daß diese erworbene Eigenschaft sich nicht vererbt, was für die descendenztheoretischen Anschauungen sehr wertvoll ist. Die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften, an der so viel hängt, ist damit wieder einmal verneint. Kunkel züchtete die Tiere auch unter starkem Druck, aber auch dann entstanden nur rechtsgewundene, jedoch mehr oder weniger flachgedrückte Individuen.

* * *

Die Tier- und Menschenbilder der Grotte von Altamira (Spanien) wurden 1880 von Sautuola aufgefunden, aber nicht für historisch anerkannt, bis die Entdeckungen von E. Rivière 1902 das hohe Alter derselben bewiesen. E. Cartailhac und H. Breuil, die sich 1902 aufmachten, um die Zeichnungen der Grotte zu studieren, erkannten in einem Bericht an die Pariser Akademie die Zeichnungen, Ziegen, Hirsche, Pferde, Bisons, Schweine u. s. w. darstellend, als echt an. Mammuth- und Renntierbilder fehlen gänzlich. Auch sind eine Anzahl Bilder menschlicher Gestalten gefunden worden, größtenteils in Ausführung einer Geste begriffen, welche als Gebet erklärt wurde.

Hochnordische Höhlenfunde. Seither wurden vorgeschichtliche menschliche Spuren unter den hochnordischen Breitegraden als Seltenheit betrachtet. Die von skandinavischen Gelehrten auf Lappland gemachten, allerdings sehr spärlichen Funde lassen jedoch schließen, daß auch in jenen Breiten Menschen gelebt haben, deren Kulturstufe der des älteren Steinzeitalters entspricht. Diese Annahme wird durch eine Sammlung unterstützt, die kürzlich dem Stockholmer Museum zur Verfügung gestellt wurde, bestehend aus Steinäxten, Hämmern u. s. w., die im Bereiche des Läns Norbotten gefunden wurden. Die dazu verwendeten Steinarten fand man dort sonst nicht und man glaubt daher, daß die Menschen des Steinzeitalters ihren Zug von Süden nach Norden genommen haben.

Forschungen aus der Zeit vor Columbus hat Dr. Fewkes in Westindien angestellt. Er wird bald in einer größeren Schrift über seine Forschungen und Ausgrabungen auf den westindischen Inseln berichten; über die Urbewohner Portorikos sprach er 1902 auf der Pittsburger Naturforscher-Versammlung. Die nun nach Washington gebrachten Sammlungen gewann Fewkes zum sehr großen Teil durch Ausgrabungen und teilweise durch Ankauf. So erwarb er in Santo Domingo auch die Sammlung des Erzbischofs, die reich an schönen Steinarbeiten (mörser-, keulenartige Steine mit allerhand grotesken Handhaben, Totenmasken, Menschengesichtern) ist, die jedoch noch übertroffen werden durch die aus Muscheln und Knochen gearbeiteten Gegenstände. Auch vorzügliche Töpferware hat Fewkes aus Santo Domingo mitgebracht. Aus Portoriko stammen 800 Gegenstände, darunter rätselhafte Steinringe („Pferdeknochen“), Steinmasken, Menschengesichter, auch Tongeschirre, wie Schalen, Vasen, Figuren von Tieren u. s. w. Diese Ausgrabungen werfen helles Licht auf die sozialen Verhältnisse der Urbewohner. In der Berggegend Utuado hörte Fewkes von künstlichen Strukturen, von den Einwohnern juegos de bola (Ballspielplätze), auch „Indian corrals“ (Viehpferche) genannt: rechteckige, nicht tief in den Boden reichende Steinumwallungen von verschiedener Größe, wohl mit Recht als Behausungen der Urbewohner angesehen. Die Ausgrabung einer Umwallung läßt in ihr einen Platz für die Leichenfeier vermuten. An der Außenseite befand sich ein vorkolumbischer Grabhügel mit menschlichen Gerippen und Schädeln (letztere die einzigen bisher in Portoriko gefundenen). Die durchsuchten Höhlen zeigten karibische Zeichnungen, auch fand man darin Geschirrscherben und Steingegenstände von obiger Art, daraus ergab sich, daß in den verschiedenen Kulturschichten die Höhlen von demselben Volk bewohnt waren.

* * *

Zu unserer Notiz Seite 32 d. J. über die Vase in Neapel mit alter Darstellung des Sündenfalles: „Es wäre wohl interessant und wichtig, einmal genauer das Alter und die Herkunft jener interessanten Vase festzustellen", schreibt uns Herr Dr. Leinz. „Ich versuchte dies sofort an Ort und Stelle, indem ich nach einem Katalog mit diesbezüglichen Angaben fragte, erhielt aber die Antwort, es sei zur Zeit nichts zu machen, weil man — was richtig war — eben im Begriffe war, alles im Museum neu zu ordnen. Worauf es indeß hier einzig ankommt — daß die Vase heidnischen Ursprungs ist — läßt sich auch so aus äußeren wie inneren Gründen über jeden Zweifel erhaben feststellen. Vor allem nämlich stimmt diese Vase bezüglich des Materials, aus dem sie gefertigt ist, sowie der Farben und tadellos feinen Zeichnung der einzelnen Figuren, die sie trägt, so genau mit den übrigen 3999 ganz offenbar heidnischen, weil mythologische Darstellungen bietenden Vasen überein, daß sie um eben dieser vollkommenen Gleichheit willen bisher gar nicht beachtet wurde. Stammt sie sodann aus einem Grabe gleich den anderen Vasen, dann muß sie so gut wie diese heidnischen Ursprungs sein, weil ja die Christen ihren Toten niemals solche Gegenstände mitzugeben pflegten. Daß ferner der Mann nur unbekleidet, die Frau aber, wie auf fast sämtlichen anderen Vasen, sehr dezent bekleidet ist, erweist sich ebenfalls als heidnische Arbeit, weil die Christen hierin stets nach 1. Mos. 2, 25 handeln. Auch daß der Mann eine Lanze trägt und den Apfel nicht von der Frau entgegennimmt, sondern schon in der Hand hält, während diese noch freundlich mit der Schlange redet und diese letztere sehr bezeichnend eine Krone auf dem Kopfe trägt, ist alles nicht christliche Art der Darstellung des Sündenfalles. Endlich finden sich auf dem Fuße der Vase allerlei Tierfiguren, was gewiß auch für die nichtchristliche Herkunft derselben spricht. Kann demnach über den Charakter jener Vase als eines heidnischen Kunstprodukts und eben damit über deren Beweiskraft für die Glaubwürdigkeit der Bibel auch kein begründeter Zweifel mehr bestehen, so stimme ich doch voll und ganz mit dem Schlußsatz der berührten Notiz überein, daß es sehr erfreulich wäre und der Mühe sich recht wohl lohnte, wenn über Alter und Herkunft ber Vase noch Genaueres sich feststellen ließe."



Antworten auf Zweifelsfragen

Frage 26. „Inwiefern ist die Erforschung der Südaraber und ähnlicher Völker von Bedeutung für die israelitische Religionsgeschichte?" und „hat eine Beeinflussung von Israels Kultus und Gesetzgebung seitens der Südaraber stattgefunden?"

Die Zustände Südarabiens im Altertum sind in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich durch die immermehr fortschreitende Entzifferung der Inschriften entschleiert worden, die man in den Gebieten der Sabäer und Minäer entdeckt hat. Aus dem Lande Saba kam die Königin, die Salomos Rätselweisheit erproben wollte (1. Kön. 10, 1 ff.). und dieses Land deckt sich mit dem Gebiete von Jemen (d. h. rechts, also für den nach Osten Schauenden südwärts liegende Gegend), einem Teil der fruchtbaren Hochebene, die sich im Westen der arabischen Halbinsel eine Strecke weit parallel zur Südküste hinzieht. Sodann „Minäer" sagt man im Anschluß an eine Stelle im griechischen Alten Testament für Me'ûnäer, Leute von Ma'ôn (arabisch: Ma'ân oder auch Ma'în), und diese Minäer wohnten östlich und nördlich von Saba. Der minäische Dialekt ist mehr mit dem Baby-

lonisch-Assyrischen verwandt, indem beide einen s-Laut in solchen Formationen bevorzugen, die im Sabäischen (und Hebräischen) mit h gesprochen werden (vgl. darüber F. Hommel, Südarabische Chrestomathie 1893). Leider ist das Alter der minäischen Inschriften streitig. Ed. Glaser (in München), durch dessen Reisen viele von diesen Inschriften bekannt geworden sind, und Hommel nehmen an, daß „das südarabische Reich der minäischen Könige zum mindesten in der Zeit zwischen Mose und Salomo geblüht hat" (Hommel, Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung. 1897, S. 77 f.). Aber ich habe Gründe dafür beigebracht, daß die wichtigste minäische Inschrift, die auch Hommel dort erwähnt, auf den Kampf zwischen Medien (= Persien) und Ägypten sich bezieht (vgl. mein Schriftchen „Fünf neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament". 1901, S. 5. f.).

Aber wie kommen, auch abgesehen von dieser chronologischen Streitfrage, die Israeliten mit den „südarabischen" Inschriften zusammen? Das hätte auf zwei Wegen geschehen können, entweder durch eine alte Verbindung der Familie Abrahams mit Verwandten der Minäer und Sabäer, oder durch eine spätere Berührung der durch die Sinaihalbinsel wandernden Hebräer und der im nordwestlichen Arabien siedelnden Minäer. Beide Verbindungen stellt Hommel auf folgende Weise her: „Die südarabische Kultur stammt von Ostarabien (vgl. Magan als altbabylonische Bezeichnung von Ostarabien mit arabischem Ma'ân, hebräischem Ma'ôn) und ging dann von Südarabien weiter nach Nordwestarabien (Midian, Muṣrân) und Südpalästina nebst dem Ostjordanland, in welch letzterem noch eine Anzahl von Ortsnamen die beredten Zeugen dieses Kulturzusammenhangs sind" (Aufsätze und Abhandlungen 1900, S. 232). Aus Ostarabien wanderte nach Hommel (Die altorientalischen Denkmäler und die Bibel 1902, S. 11) nun auch die Völkerschicht in Südbabylonien ein, zu der die bekannte Hammurabi-Dynastie vor und nach 2250 gehörte, und mit dieser Völkerschaft läßt er Abrahams Familie „die gleiche Nationalität" besitzen (Die altisraelitische Überlieferung, S. 94. 96. 110. 117 ꝛc.). Sodann für die Ausdehnung der südarabischen Kultur nach dem Nordwesten hin spricht der Umstand, daß eine Inschrift in minäischer Schrift und Sprache auch zu el-Oela im nordwestlicheren Arabien gefunden worden ist, und Mondkultus ist wie in Südarabien auch von heidnischen Anwohnern des Sinai geübt worden (Zeitschr. der deutsch-morgenländ. Gesellschaft III, S. 161). Also ist die äußerliche Möglichkeit gegeben, daß die südarabische Kultur einen Einfluß auf Religion, Kultus und Gesetzgebung Israels ausübte. Aber ob auch eine innerliche Möglichkeit dafür vorhanden war, und ob es tatsächliche Spuren solchen Einflusses gibt, das ist die Frage.

Daß in den minäisch-sabäischen Inschriften eine größere Anzahl von Götternamen erwähnt sind, hat Hommel selbst ausdrücklich anerkannt (Die altisraelitische Überlieferung, S. 80). Denn zum sabäischen Pantheon gehörte zunächst Athtar, der in den verschiedensten Orten in Tempeln verehrt wurde. Neben ihm spielte Almâku-hû die Hauptrolle. Dazu kam die weiblich gedachte Sonne (Shamsum), zu der sich dann eine Reihe anderer niederer Gottheiten gesellen, die aber ursprünglich gewiß nur Lokalgötter waren. Trotzdem meint Hommel bei denselben Südarabern eine Art von Monotheismus finden zu dürfen, und mit ihm stimmt auch Ditlef Nielsen in dem kürzlich erschienenen Buch „Die altarabische Mondreligion und die mosaische Überlieferung" (1904), S. 10. Man hat diese Annahme auf südarabische Personennamen, wie Jisma'-ilu und Jadhkur-ilu, stützen wollen. Denn, so meint man (Hommel, S. 82; Nielsen, S. 9 f.), jene Namen seien zu übersetzen „Es erhört Gott" und „Es gedenkt Gott". Aber können diese Namen nicht bedeuten „Ein Gott erhört" (nämlich das auf die Geburt und Person des betreffenden Namenempfängers bezügliche Gebet) und „Ein Gott ist eingedenk"? Ist es nicht möglich, daß der Namengeber den überirdischen Spender eines Glücksumstandes, dessen bei der Benennung eines Kindes gedacht wurde, nicht aus dem Pantheon seines Volkes herauszusuchen wagte? Errichteten doch die Griechen Altäre mit der Aufschrift „Einem unbekannten Gott" (ἀγνώστῳ θεῷ) nach Apostelgesch. 17, 23, und gaben doch die Römer im

Falle solcher Ungewißheit einem Altar die Aufschrift „Si deo si deae", d. h. wenn das Dank- oder Bittopfer einem Gotte gilt, so sei es ihm geweiht, und wenn es einer Göttin darzubringen ist, so gelte es ihr! Darnach ist die Deutung jener südarabischen Personennamen mit „Ein Gott hört es" und „Ein Gott ist eingedenk" möglich. Diese Möglichkeit ist aber um so mehr zu betonen, weil die Südaraber, denen die erwähnten Personennamen angehörten, Polytheisten waren. Bei unleugbaren Verehrern vieler Götter muß der bloße Ausdruck ilu „Gott" eben ein Glied aus der Göttervielheit bezeichnen, das für den betreffenden Sprecher gerade im Vordergrund des Interesses steht. Mit dieser Beweisführung stimmt auch folgender Satz von Fr. Giesebrecht zusammen: „Daß das hier so häufig vorkommende ilu „Gott" auf Monotheismus hinweise, ist ganz unmöglich angesichts der damit parallel gehenden Gottesbezeichnungen" (Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens und ihre religionsgeschichtliche Bedeutung. 1901, S. 104). Also wird das israelitische Geschichtsbewußtsein, wonach „Abrahams Vorfahren jenseits des Stromes d. h. des Euphrat andern Göttern dienten" (Jos. 24, 2) und Abraham berufen wurde, um der Anfänger eines neuen Stadiums der Religionsgeschichte zu werden, sich als wohlbegründet bewähren.

Daneben wäre es möglich, daß manche Elemente der Kultushandlungen und Kultuseinrichtungen Israels aus der südarabischen Kulturwelt entlehnt waren. Denn betreffs seines Kultuswesens beanspruchte Israel nicht eine absolute Eigenart. Wenigstens ist in den althebräischen Geschichtsquellen nicht verschwiegen, daß beim Tempelbau die Herstellung der Erzarbeiten dem Hiram „aus Tyrus" (1. Kön. 7, 13) übertragen wurde. Aber gibt es Bestandteile des israelitischen Kultus, die mit Notwendigkeit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit aus der südarabischen Sphäre herrühren? Prüfen wir einige der hierüber aufgestellten Behauptungen! Inbezug auf den Kultusort sagt man z. B.: „Der offene Platz rings um das eigentliche Heiligtum ist durch den haçar (er meint: haçer), den mit Vorhängen umgebenen Tempelhof, hergestellt." Dieser Vorhof wird „unter demselben Namen auch in den minäischen Inschriften erwähnt, sein astraler Charakter ist dadurch ausgedrückt, daß er ein längliches Viereck von Westen nach Osten bilden soll" (Nielsen a. a. O., S. 169). Aber die Gleichheit der hebräischen und der minäischen Benennung des Vorhofs floß aus der vielfachen Ähnlichkeit der semitischen Dialekte, und die sogenannte Orientierung des israelitischen Heiligtums kann sich auch daraus erklären, daß Israels Gott der Schöpfer des Lichts (1. Mos. 1, 3) war und an der Sonne seinen strahlenden Herold besaß (Ps. 19, 5—7). Oder werfen wir einen Blick auf die Kultushandlungen! Unter ihnen deutet Hommel 'ôlâ „Brandopfer" als „arabisches ghâlijat, eine Art von Rauchwerk, Nebenform ghalwâ, vergleiche auch das Zeitwort ghalâ vom Brodeln der Fleischtöpfe, dessen Partizip ghâlî ‚fettes Fleisch' bedeutet" (Die altisraelitische Überlieferung, S. 279). Aber die 'ôla bezeichnet viel wahrscheinlicher ‚Aufsteigendes' par excellence. Denn das von Hommel verglichene arabische Zeitwort ghalâ wird vom Subjekte „Topf" gesagt, aber bei dem Brandopfer handelt es sich gerade nicht um den Topf, und bei dieser Opferart war das Fett Nebensache und jedenfalls kein so wichtiges Element, daß von ihm mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit die Benennung dieser Opferart hergenommen worden wäre. Sehr interessant ist es, um auch die Kultuspersonen zu beachten, daß in der minäischen Inschrift von el-Oela der Ausdruck lawi'u für „Priester" vorkommt (Die altisraelitische Überlieferung, S. 278. 321). Aber zu beachten ist, was auch Schwally (Theolog. Lit.-Zeitung 1893, S. 469 und Lit. Zentralblatt 1902, S. 685) betont hat, daß der hebräische Name Lewi „als Gentilicium (Stammesbezeichnung) älter ist (1. Mos. 49, 6), als derselbe Name für den Priester", und wahrscheinlich ist es am sichersten, wenn man in Bezug auf die Geschichte des israelitischen Priestertums bei den Angaben des Alten Testaments (2. Mos. 32, 26—29 ꝛc.) beharrt (vgl. noch überhaupt mein Schriftchen „Hebräisch und Semitisch" 1901, S. 79 ff.).

Wie steht es aber endlich mit dem Einfluß der in Rede stehenden „südarabischen" Kultur auf die Gesetzgebung Israels? Nun, wenn man in das Gebiet dieser Kultur

auch die Midianiter der Sinaihalbinsel einschließen darf, so ist diese Frage sogar nach dem Alten Testament selbst zu bejahen. Denn da wird ausdrücklich berichtet, daß der Schwiegervater Moses, der bekannte Oberpriester Jethro, den Vorschlag machte, für die unbedeutenderen Rechtssachen Untergerichte einzusetzen, und daß Mose diesen Rat auch befolgte (2. Mos. 18, 17 ff.) — wieder ein Beweis dafür, daß die althebräische Geschichtsschreibung nicht so von Nationalstolz verblendet war, daß sie ausländische Einwirkungen nicht anerkannt hätte, wo dieselben tatsächlich vorhanden waren. Aber daß die Gesetze des Pentateuch, und zwar zunächst deren älteste Schicht, der Dekalog mit dem Bundesbuch (2. Mos. 20—23), mit den südarabischen Gesetzen zusammengehangen haben, läßt sich nicht nachweisen. Es bleibt also nur „Hypothese, daß im altarabischen Rechtsbrauch sich Spuren finden, welche auf eine gemeinsame Überlieferung, die aus Arabien stammt, für Mose und Hammurabi schließen lassen" (Joh. Jeremias, Moses und Hammurabi 1903, S. 47). Es soll ja, gewiß im Sinne des Alten Testaments selbst, nicht geleugnet werden, daß den mosaischen Gesetzesbestimmungen zum Teil ein überliefertes Gewohnheitsrecht zugrunde lag; aber auch der Gesetzesinschrift des altbabylonischen — mit Arabien zusammenhängenden — Königs Hammurabi gegenüber, die man 1902 in der alten Residenzstadt Susa, östlich vom Tigris, gefunden hat, ist das mosaische Gesetz übrigens sehr selbständig. Darüber ragt es durch seinen religiösen Gehalt (2. Mos. 20, 2—17. 22—26; 22, 17—19) und durch seine humanitären Bestimmungen zu Gunsten der unterdrückten Volksklassen (21, 26 und 22, 20—26) hoch empor. Gleich ist in beiden Gesetzgebungen wirklich nur der Satz vom Vergeltungsrecht „Auge um Auge!" (2. Mos. 21, 24 und § 196 des Hammurabigeses). Die übrigen 23 Gleichheiten oder Ähnlichkeiten, die von Joh. Jeremias (a. a. O., S. 36 ff.) behauptet werden, sind nicht begründet, wie ich in meinem Heftchen über „Alttestamentliche Kritik und Offenbarungsglaube" 1904, S. 34—36 durch Nebeneinanderstellung der alttestamentlichen Stellen und der betreffenden Paragraphen des Hammurabi-Kodex gezeigt zu haben meine.

Aber möchte auch ein Einfluß Südarabiens auf die Kultuseinrichtungen, Verfassung und Gesetzgebung Israels sich konstatieren lassen, jedenfalls würde dessen religiöser und moralischer Eigenbesitz bei weitem wichtiger sein. Prof. D. Ed. König.



1. Zeitschriften.

In der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift Nr. 24 bringt Dr. R. Ebert ein interessantes Beispiel hervorragender tierischer Intelligenz. Auf Grund eigener Beobachtungen im zoologischen Garten zu Dresden führt er aus, daß es ein Irrtum sei anzunehmen, die geistige Befähigung in der Tierwelt sei ursprünglich bei den menschenfreundlichen Haustieren am größesten. Er habe einen Schimpansen im Käfig beobachtet, der nicht aus körperlichen Bedürfnissen, sondern aus rein theoretischem Interesse (!!) Versuche zur eigenen Belehrung anstellte.

Die Reformation Heft 15—17 bringen u. a. Oettli „Die Propheten als Organe der göttlichen Offenbarung" und H. Winkler setzt seine Artikel fort: „Altorientalische Geschichtsauffassung."

In Berlin erscheint eine „illustrierte Wochenschrift für das gesamte christliche Leben." „Die Wacht," Herausgeber ist Pittius (Preis 1,20 Mk. pro Quartal), die Namen

der Mitarbeiter und der Inhalt der ersten Hefte verspricht Gutes. Wertvoll ist Lemmes Vortrag auf der letzten freien kirchlichen sozialen Konferenz: „Ein starkes Christentum — das Heil der Reformationskirche.“

Im Beweis des Glaubens 1904 Heft 1—5 veröffentlicht Steude eine bemerkenswerte Neujahrsbetrachtung „Auf zum Kampf,“ Zoeckler setzt seine Abhandlung „die christliche Apologetik des 19. Jahrhunderts“ fort (Tholuck, Hofmann, Beck) und Steude beginnt eine eingehende Behandlung der „Unsterblichkeitsbeweise.“ O. Jäger liefert „Die religiöse Gleichgiltigkeit unserer Zeitgenossen.“

In den Deutsch-Evang. Blättern 1904 Heft 3 findet sich ein Aufsatz von E. Schmidt „Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte“ (mit besonderer Rücksicht auf Tröltsch). Diese will jenes aus seiner einzigartigen Stellung verdrängen. Wenn wir auch zugestehen, daß Gott auch auf anderen Gebieten usw. das Verlangen nach Heil erweckte und befriedigte, so ist doch das gewiß: das Christentum bringt als Gottes Offenbarung ein für alle gültiges und in sofern absolutes Heil, dies stützt sich aber auf andere Motive als religionsgeschichtliche Einsichten; vor dem Einspruch der Religionsgeschichte brauchen wir uns nicht zu fürchten. Auch durch ihre Verhandlungen wird nur klarer bewiesen: „Jesus Christus der eine Heiland für alle Welt.“

Die Christliche Welt bringt in ihren letzten Heften Artikel von J. Weiß über die Offenbarung des Johannes und von J. Meinhold über „Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft. In Heft 10 bespricht v. Soden in „Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers“ Harnacks kürzlich ausgesprochene Hypothese, nach welcher das Vaterunser ursprünglich so gelautet haben soll: „Vater, das Brot für den kommenden Tag gib uns heute, und vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben haben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung hinein.“ Hierbei fallen also die ersten Bitten fort; von Soden macht dagegen einige Einwendungen.

Im 11. Heft der Wartburgstimmen erschien der Auffsatz „Der Mensch und das Zukünftige“ von K. König-Bremen. Der Mensch lebt im Gegensatz zu Tier und Pflanze für die Zukunft und bedarf eines Glaubens, wenn er bewußt leben und handeln will; denn wird sein Glaube schwankend, so wird auch sein Handeln unstät und unsicher. Der Vorsehungsglaube auf vorchristlicher Stufe war ein Lohnglaube. Der christliche Vorsehungsglaube ist ein Glaube an die Berufung zur Kindschaft Gottes. Zwar hielt die Kirche eine Zeitlang diesen Glauben gefesselt — aber Luther kam und schaffte ihm Freiheit. Der Christenglaube gibt wirklich dem Leben eine Richtung, was der Materialismus nicht vermag. Nun ist ein Weg gefunden, den der Wille gehen kann. Er ist frei und sieht viele Möglichkeiten im Reiche des Zukünftigen, aber der Mensch sieht im Bewußtsein seines Vorsehungsglaubens sicher und bestimmt der Zukunft gegenüber.

Dasselbe Heft enthält den lesenswerten Auffsatz „Der ästhetische Realismus in seinen Beziehungen zur modernen Naturwissenschaft“ von E. Drews sowie „Ethik und mechanistische Weltanschauung“ von W. von Schnehen. Der Gedanke der lückenlosen, rein mechanischen Kausalität ist ohne Berechtigung vom unorganischen auf organisches Gebiet und auf das seelische Leben der Menschen übertragen worden. Nur das Vertrauen auf einen göttlichen Endzweck alles irdischen Geschehens kann den Menschen bewegen, auf die Erfüllung seiner selbstsüchtigen Zwecke zu verzichten und an der Verwirklichung des göttlichen Gedankens mitzuarbeiten. Nur der Vorsehungsglaube kann die Ethik begründen.

2. Bücher.

Ludwig Woltmann, Politische Anthropologie, eine Untersuchung über den Einfluß der Descendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Eisenach und Leipzig, Thüringsche Verlagsanstalt 1903. — Nicht bloß der richtige Weg, sondern auch jeder Irrweg führt dem Ziele näher, insofern er dazu beiträgt, den richtigen Weg zu finden. In diesem Sinne vornehmlich bin ich ge-

neigt, dem vorliegenden Buche einen wissenschaftlichen Wert zuzuschreiben. Es ist aber wünschenswert und dem Interesse der Wissenschaft entsprechend, möglichst bald zur Erkenntnis des Irrtums zu gelangen, damit nicht tüchtige Arbeit unnütz verschwendet wird. Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, die politische Entwicklung der Völker aus biologischen und anthropologischen Vorgängen zu erklären, also gewissermaßen eine neue auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage erbaute Staatslehre zu schaffen. Einen solchen Versuch zu unternehmen mag seine Berechtigung haben, daß er aber gelungen wäre, wird sich nicht behaupten lassen. In den biologischen Forschungen liegt eine ernste, wissenschaftliche Arbeit, die hochgeschätzt zu werden verdient. Sie bringen uns mannigfache Aufklärung über das Wesen und die Fortbildung der belebten Natur und setzen uns, die Menschen, besser in Stand, ihrer Herr zu werden, sie zu unserem Nutzen und bei Verfolgung höherer Zwecke zu verwenden. Auch sind diese Studien in hohem Maße geeignet, uns mit der Wirksamkeit der von Gott in die Natur gelegten Gesetze mehr und mehr bekannt zu machen und uns so einen leisen Begriff seines uranfänglichen Waltens zu geben. Die Gesetze der Zeugung, Vererbung, Anpassung, Auslese sind hochinteressante Dinge, die der sorgfältigsten Erkundung wert sind. Sie sind in diesem Buche eingehend und in höchst anregender Weise behandelt, ob in allen Punkten richtig, wage ich nicht zu entscheiden. Zweifellos verfehlt aber ist es, wenn der Verfasser diese erhabenen Werke Gottes gegen ihn selbst und seine Offenbarung auszuspielen sucht, wenn er auch die Menschenrassen „denselben allgemeinen biologischen Naturgesetzen der Veränderung und Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Vermischung, Vervollkommnung und Entartung" unterwerfen will, „wie alle anderen Organismen der Tier- und Pflanzenwelt." Alle seine Darlegungen, die diesen Satz erläutern und aus ihm die politische Staatengeschichte erklären sollen, tragen den Charakter von Hypothesen, da es unmöglich ist, einen irgendwie einleuchtenden Beweis dafür zu erbringen. Die vielen Beispiele können trotz ihrer Zahl nicht als ein solcher gelten, denn erstens sind sicher nicht alle einwandfrei beglaubigt, zweitens sind die Schlüsse daraus häufig recht willkürlich und recht gedrechselt, drittens aber sind es eben nur aus einer unendlichen Fülle herausgegriffene Beispiele, wie man sie für gegenteilige Behauptungen sicher ebenso gut finden könnte. Man kommt mit dieser Methode nur scheinbar vorwärts, nur scheinbar zu einem festen Ziele. In Wahrheit fehlt es überall an sicherem Grund und Boden; nur Flugsand ist es, darauf man baut, und verwirrend, nicht klärend wirken die Auseinandersetzungen.

Der Mensch kann den Menschen nur aus sich selbst heraus mittelst seiner inneren Erfahrung verstehen. Dieser Satz hat bisher allen Versuchen, ihn umzustoßen, widerstanden und so wird er wohl auch noch weiter seine Geltung bewahren. Ohne Verständnis des Menschen ist aber keine Erklärung des Völkerlebens und der Völkerentwicklung denkbar. Schon das Vorhandensein dieser inneren Erfahrung, die Fähigkeit, daraus Schlüsse zu ziehn, hebt nun den Menschen aus der übrigen Lebewelt heraus und zeigt, daß er neben seiner tierischen Seite noch eine andere Seite besitzt, deren die übrigen Wesen entbehren. Auf die erstere wirken die organischen Gesetze mit gleicher Stärke ein wie auf die anderen Organismen und so sehen wir diese Gesetze als eine Macht im Menschen- wie im Völkerleben, besonders wo — ein Zeichen der Unkultur — die höheren Triebe noch nicht geweckt oder wieder entschlummert sind. Die letztere Seite aber setzt den Menschen in Verbindung mit einer außerweltlichen Gewalt, deren Einwirkung sich jeder Berechnung entzieht und doch gerade bei allen Wandlungen der Weltgeschichte als die ausschlaggebende betrachtet werden muß. Kraftvolle Menschen bringen die Fortentwicklung zuwege, geleitet von Ideen, die in ihnen selbst erwachsen oder ihnen von außen zugetragen sind. In diesen Ideen und dem Erstehen der zu ihrer Verwirklichung befähigten Personen tritt die göttliche Weltleitung in die Erscheinung. Was Woltmann als die treibenden Momente des Weltgeschehens und speziell der Staatenbildung erklärt, jene biologischen Naturgesetze, sind neben vielen anderen allerdings Faktoren der Entwicklung, aber Faktoren, die sich tausendfach kombinieren lassen und in jeder Kombination andere Folgen

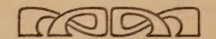
ergeben. Sie sind gewissermaßen die Werkzeuge, die des Benutzers harren, und erst durch die Benutzung zu geschichtlicher Bedeutung gelangen. Diese Lehre steht freilich auf einem Grunde, den Woltmann vermutlich nicht gelten lassen wird, auf der religiösen Erfahrung, aber es ist der einzige Grund, auf dem sich überhaupt eine solche erbauen läßt. Ohne dies wird man auf eine Lösung dieser Fragen verzichten müssen.

Auf Einzelheiten vermag ich hier nicht einzugehen. Ich möchte nur einen Punkt erwähnen, an dem sich besonders die Voreiligkeit ersehen läßt, mit der der Verfasser weltgeschichtliche Dinge beurteilt. Es ist die Überschätzung der kaukasischen Rasse, der er allein politische Befähigung im höchsten Sinne zuschreibt. Mir scheint die Tatsache, daß die europäischen Völker gegenwärtig die ausgebildetsten und erfolgreichsten Staatswesen besitzen, noch kein Beweis dafür zu sein, daß es immer so bleiben müsse. Vor einem rapiden Niedergang sind wir ebensowenig gesichert wie die antiken Nationen, namentlich wenn das Christentum aufhören sollte eine Macht im Volksleben zu sein und die Lehre vom Kampf ums Dasein die Herrschaft gewönne. Unsere Kulturerrungenschaften werden auch weiter ihre Bedeutung behalten, aber ob wir Kaukasier es immer sein werden, die darauf fortbauen und als Träger der Weltentwicklung erscheinen, bleibt zum mindesten eine offene Frage. Jedenfalls ist es nicht immer so gewesen. Auch unsere Kultur, unsere Staatseinrichtungen haben sich aus denen anderer Rassen herausgebildet, die sich vormals als die politisch befähigtsten erwiesen. Um neue Wandlungen in dieser Hinsicht herbeizuführen, dazu bedarf es nicht erst langsamer anthropologischer Umformungen.

Was ich nun auch an dem Buche auszusetzen habe, wie wenig ich auch seinen Resultaten zustimme, ich halte es doch für einen interessanten und vielleicht notwendigen Versuch, die biologischen Errungenschaften auch für die Staatslehre zu verwerten. Gerade das Mißlingen wird dazu beitragen, eine richtigere Bewertung dieser Errungenschaften und eine sorgfältigere Abgrenzung des Gebietes herbeizuführen, auf dem die bezüglichen Forschungen Erfolge zu erzielen vermögen. Dr. A. von Ruville.

J. Bigelow, das Geheimnis des Schlafes. Übers. von Dr. L. Holthof. Stuttgart. Deutsche Verl.-Anstalt 1904. 248 S. geb. 4 Mk. — Der Hauptgedanke dieser Schrift eines Amerikaners in guter deutscher Übersetzung spricht sich in der Ansicht aus, — „daß etwas von höchster Bedeutung in uns während der Stunden unseres Schlafs vorgeht, daß dieses Etwas im Zusammenhange mit unserer geistigen Bildung und Entwicklung steht.“ Manche Folgerungen des Buches sind einseitig, trotzdem aber wirkt es recht anregend und bietet viel Stoff zum Beweis gegen die materialistische Auffassung der Seele. Es steht auf biblischem Standpunkt. Dt.

Landenberg, Dekan, J. G. v. Herder, sein Leben, Wirken und Charakterbild, Nr. 216 der Zeitfragen des christl. Volkslebens. Stuttgart, Chr. Belser's Verlag. 1903. 55 S. 80 Pf. — Der Verfasser beschränkt sich auf die wichtigsten Züge im Leben des ungemein vielseitigen Geistesheroen; doch finden alle wesentlichen Seiten des Dichters, Schriftstellers, Pädagogen, Geschichts- und Kulturhistorikers, Predigers, Theologen und Verwaltungsbeamten Beachtung. In anspruchsloser, aber ansprechender Weise schöpft er vornehmlich aus der besten, der Haym'schen Biographie Herders und ist dabei bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. H. W.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.